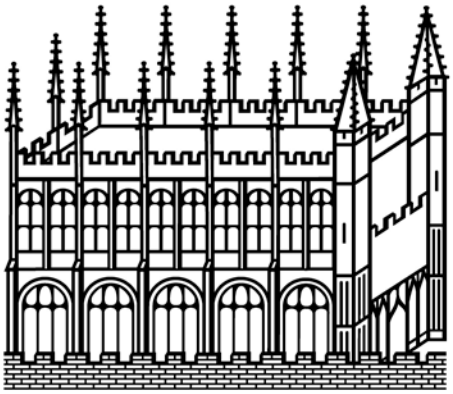


Bodleian Libraries

UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.

Geschichten für Kinder und Solche welche Kinder lieb haben

Cornelli wird ernsten

von

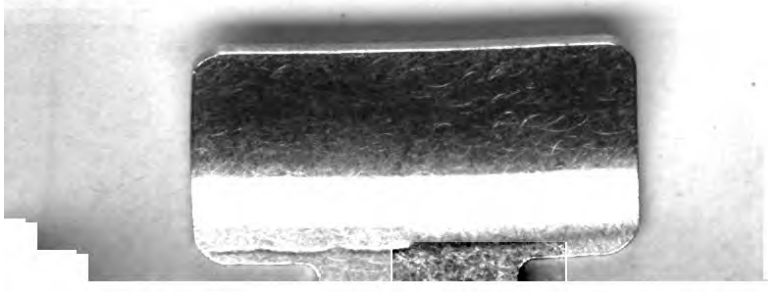
Johanna Spyri

Gotha

Verlag von Friedr. Andr. Perthes.

3.75

Rep G. 5258
~~KN 320 A 6~~



Cornelli wird erzogen.

Grimme & Hempel, Leipzig

Spyri, Cornelli wird erzogen. S. 10

v. 4

Rep G. 5258
~~KN 320 A 6~~

Cornelli wird erzogen.

Grimme & Hempel, Leipzig

Spyri, Cornelli wird erzogen. S. 10.

Spyri, Cornelli wird erzogen. S. 10.

Cornelli wird erzogen.

Eine Geſchichte

für Kinder und auch für Solche, welche die Kinder lieb haben.

Von

Johanna Spyri.

Mit 4 Bildern.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
1.	Kapitel: Am rauſchenden Illerbach	7
2.	Kapitel: Im oberſten Stocke	25
3.	Kapitel: Neue Erſcheinungen in Illerbach	45
4.	Kapitel: Es kommt, was keiner gewollt hatte	65
5.	Kapitel: Eine Ankunft in Illerbach	88
6.	Kapitel: Freundſchaft geſchloſſen	105
7.	Kapitel: Neues Leid.	128
8.	Kapitel: Eine Mutter	147
9.	Kapitel: Eine große Veränderung	171
10.	Kapitel: Neues Leben in Illerbach	192

1. Kapitel.

Am rauſchenden Illerbach.

Die jungen Buchen grünten wieder am rauſchenden Illerbach. Ein ſauſender Südwind ſchüttelte die leichten Wipfel hin und her und ließ das helle Grün einmal im Sonnenſchein flimmern, dann ſchnell wieder von dunklen Schatten überflogen werden, denn der mächtige Wind trieb alle Augenblicke die großen, ziehenden Wolken über die Sonne hin. Durch das Wäldchen jagte, einmal vom Winde getrieben, einmal dem Wind entgegen, ein kleines Mädchen mit hochroten Wangen und fliegenden Haaren, die Augen voll Feuer und Lebensluſt. Der runde Hut, der auf den Kopf gehörte, hing am Arme des Kindes und wurde in dem jähen Lauf ſo heftig auf- und niedergeſchwungen, daß er jeden Augenblick von den Bändern reißen und ins Weite fliegen konnte. Jetzt ſauſte der Wind etwas ferner, unter den Bäumen wurde es ſtiller. Die Kleine ſtellte ihr Jagen ein und fing an zu ſingen:

„Schnee auf der Wieſe
Und Schnee auf der Diel',

Schnee oben und Schnee unten
Nun wird's mir zu viel.
Hoiheia juheia,
Nun wird's mir zu viel.

O Sonne am Himmel,
O Kuckuck im Wald,
Am Bach ihr Ranunkeln
O kommt und kommt bald!
Hoiheia, juheia,
O kommt und kommt bald.

Singt der Fink seine Lieder,
Schwirrt die Schwalbe ums Dach,
Schwirr' ich mit und singe wieder
Freu' mich hunderttausendfach.
Hoiheia, juheia,
Freu' mich hunderttausendfach."

Das Kind sang mit so kräftiger Stimme, daß es weithin durch den Wald schallte und alle Vögel in Aufregung brachte, so daß einer den andern überschmetterte. Das Kind lachte laut auf und sang noch einmal so kräftig:

„Hoiheia, juheia,
O kommt und kommt bald!"

und wetteifernd schallte es von allen Zweigen in allen Tönen wieder.

Am Saume des Waldes stand die alte Buche mit dem hohen, festen Stamme, in deren weiten Schatten das Kind schon oft nach dem heißen Jagen Kühlung gesucht hatte. Nun war es bei dem Baum angelangt. Ein Weile schaute es zu den hin- und herwogenden Ästen auf. Dort, wo der Wind wieder freieren Raum hatte, blies er mit Macht

daher, und ſein Schütteln und Toſen oben im Wipfel mußte dem Kinde beſonderen Antrieb zu Kraftäußerungen geben. Plötzlich ſtürzte es dem entgegenwehenden Winde zu und kämpfte und ſtemmte ſich und rannte gegen die Gewalt an. Dann machte es plötzlich kehrt; vom Winde gejagt ſtürzte es den ſteilen Wieſenrain hinunter, dem Wege zu, der ins ſchmale Thal einführte. Nicht eher ſtellte das Kind ſein Rennen ein, bis es, dem rauſchenden Thalwaſſer zueilend, bei einem kleinen hölzernen Hauſe angelangt war, das vom grünen Abhang auf das Waſſer hinunter blickte. Ein ſchmales Treppchen führte von außen zur Eingangsthür hinauf. Die offene Galerie vor der Thür trug ein breites Geſimſe, auf dem die prächtigſten Nelkenſtöcke ſtanden und weithin dufteten.

Hier mußte das kleine wilde Mädchen wohl bekannt ſein. In drei hohen Sprüngen, je zwei Stufen mit einem Satz überſpringend, war es oben angelangt.

„Marthe! Marthe!“ rief es durch die offen ſtehende Thür ins Haus hinein, „komm doch heraus! Haſt du's ſchon gemerkt, wie luſtig der Wind iſt heut?“

Ein altes Frauchen mit grauen Haaren und einem feſt anſchließenden Häubchen darauf kam heraus. Sie war mit der äußerſten Einfachheit, aber ſo ordentlich und reinlich angezogen, daß man hätte denken können, ſie ſitze den ganzen Tag im Seſſel, um den ſaubern Anzug nicht zu verderben, wenn ihre zerarbeiteten Hände nicht eine andere Geſchichte erzählt hätten.

„O, du ſollteſt nur wiſſen, wie ſchön der Wind thut

oben im Wald und auf dem Hügel, Marthe!“ rief das Kind der Heraustretenden entgegen, „er bläſt einem ſo furchtbar entgegen, daß man kämpfen muß mit allen Kräften, wenn man nicht auffliegen will wie die Vögel, und nachher den ganzen Berg hinab geblaſen wird, daß man gar nicht weiß wie und faſt nicht mehr auf den Boden kommt. Du ſollteſt es nur erfahren, wie luſtig es zugeht draußen.“

„Das will ich doch lieber nicht erfahren“, ſagte Marthe, die Hand des Kindes zum Willkommen ſchüttelnd; „ich meine, auch du biſt ein klein wenig aus der Ordnung gekommen in dem Wind, Cornelli. Komm, wir machen's wieder zurecht.“

Die dichten ſchwarzen Haare waren völlig durcheinander geweht; was links von dem Scheitel gewachſen war, lag nach rechts, und von rechts war alles nach links geworfen. Die Schürze hing nicht mehr vorn, ſondern von der Seite herunter; am Röckchen war die Schnur losgeriſſen und ſchleppte einige kleine Dornzweige und Waldblätter nach, die ſich damit verwoben hatten. Marthe hatte erſt die Haare auseinander geordnet, dann die Schürze zurecht gezogen; dann hatte ſie Nadel und Faden hervorgeholt und flickte nun die zerriſſene Schnur am Kleide feſt.

„Hör auf, Marthe, hör auf!“ ſchrie Cornelli mit einemmal laut auf und riß das Röckchen an ſich. Du haſt ja einen ganz zerſtochenen Finger; er iſt nur noch halb vor lauter Nadelſtichen; jetzt kann ich es gut ſehen.“

„Das macht gar nichts, gieb nur dein Röckchen her“, entgegnete Marthe, ihre Arbeit fortſetzend. „Es iſt auch

gar nicht an ſolchem Zeug, wie dein Röcklein iſt, daß ich meine Finger verſtochen habe. Siehſt du, das kommt von der Arbeit an den groben Hemden her, die ich für die Bauern und für die Arbeiter im Eiſenwerk mache. Da muß ich ganz anders drauf losſtechen. Daran ſtech ich mir dann manchmal ſo Stücklein vom Finger weg."

„Das brauchſt du nicht zu thun, Marthe; ſie ſollen nur ihre Hemden ſelber machen und ihre eigenen Finger verſtechen", ſagte Cornelli entrüſtet.

„Nein, nein, Cornelli", wehrte die Alte, „ſiehſt du, ich bin froh und dankbar, daß ich die Arbeit bekommen und ſo mein tägliches Brot ohne Sorgen gewinnen kann. Ich habe nur zu danken für das viele Gute, das der liebe Gott mir ſchenkt und vor allem dafür, daß ich noch immer arbeiten kann und meine Kräfte habe."

Cornelli ſah ſich forſchend in dem ſehr beſcheiden eingerichteten, aber in großer Sauberkeit gehaltenen Stübchen um.

„Er hat dir eigentlich nicht ſo viel geſchenkt, es iſt nur ſo gut aufgeräumt, und das machſt du ſelbſt", bemerkte das Kind.

„Dafür habe ich ja auch dem lieben Gott zu danken, daß ich das ſo thun kann", entgegnete Marthe, „ſiehſt du, Cornelli, wenn mir nun der liebe Gott nicht die Geſundheit ſchenkte, daß ich noch ſo thun kann, wie ich will, wer würde mir das ſo machen, wie ich es gern habe? Und was iſt doch das für ein großes Geſchenk, daß ich alle Morgen hier an die ſchöne Sonne heraustreten, meine Nelken hin-

ausbringen und meinem Gott fröhlich danken kann, daß ich wieder einen ſchönen Tag vor mir habe, an dem ich mich freuen darf. O wie viele arme Leute giebt es, die müſſen wieder zu Leiden und Thränen erwachen, die müſſen die Tage auf ihrem Schmerzenslager zubringen und haben noch Sorgen und Kummer dazu. Siehſt du es ein, Cornelli, wie viel ich dem lieben Gott zu danken habe, und wie froh ich ſein kann, daß ich meine Finger abnähen darf und nicht aufhören muß? So, nun biſt du wieder, wie es ſein muß. Ich glaube, es ſchellt drüben Feierabend für die Arbeiter, das wird wohl die Zeit zum Abendeſſen für den Herrn ſein, du mußt wohl ſchnell hinüber rennen."

Marthe wußte wohl, warum ſie ihre kleine Freundin auf den Heimweg aufmerkſam machte; nur zu oft war die Zeit ſchon vergeſſen worden, und der Vater hatte nach ihr ausſchicken müſſen. Jetzt rannte Cornelli die kleine Halde hinunter am rauſchenden Waſſer hin, bis zu den großen Gebäuden, in denen den ganzen Tag ein Praſſeln von Feuer und Pochen und Hämmern zu hören war, das nur etwa von dem laut rauſchenden Illerbach übertönt wurde. Das waren die Werkſtätten der großen Eiſengießerei, die rings im Lande wohl bekannt war; denn die meiſten der Umwohnenden fanden da ihre Arbeit.

Cornelli guckte nach den großen Thüren; ſie waren ſchon geſchloſſen. Nun flog ſie in hohen Sätzen vorüber, dem einzeln ſtehenden Hauſe zu, das, etwas erhöht über dem Waſſer, von drei Seiten von blumenreichen Gärten umgeben ſtand. Es war das Wohnhaus des Eiſenwerk-

beſitzers. Cornelli ſtürzte über den freien Platz hin, der nach der Vorderſeite des Hauſes lag, warf den Hut in eine Ecke und trat ins Wohnzimmer ein. Da ſaß der Papa am Tiſch, eine große Zeitung vor ſich haltend; er ſchaute nicht auf. Cornelli aß ſchnell ihre Suppe, die ſie im Teller vorfand, und da der Vater ſich nicht rührte hinter ſeiner Zeitung, bediente ſie ſich mit allem Weiteren, das auf dem Tiſche ſtand. Jetzt ſchaute der Vater auf. Cornelli knuſperte an einem Apfel herum.

„Aha, du haſt mich überholt, ſo weit bin ich noch nicht“, ſagte er; „du mußt aber nicht zu ſpät zu Tiſche kommen; das iſt nicht in der Ordnung, wenn du auch nachher früher zu Ende kommſt als ich. Nun, wenn du doch fertig biſt, trag dieſen Brief zur Poſt hinaus; es ſteht etwas darin das dich angeht, du kannſt dich freuen. Am Abend ſag' ich dir's, nun muß ich gleich fort.“

Cornelli ergriff den Brief, den der Vater ihr hinhielt, raffte die Stücke ihres Apfels auf dem Teller zuſammen und lief hinaus. Nun ging es in Sprüngen der toſenden Iller entlang bis dahin, wo der ſchmale Thalweg in die breite Landſtraße einmündete. Hier ſtand das ſtattliche Wirtshaus, das zugleich Poſthaus war. Unter der offenen Thüre ſtand die behäbige Frau Wirtin und lächelte dem Kinde freundlich entgegen.

„Wie weit? Wie weit? ſo im Sturmſchritt?“ fragte ſie.

„Nur bis zu Euch“, antwortete Cornelli, ein wenig außer Atem; „ich muß einen Brief einlegen.“

„So, ſo, gieb nur her, den wollen wir ſchon beſorgen“

ſagte die Frau, des Kindes Hand feſt haltend, die es ihr zum Gruß entgegengeſtreckt hatte. „Dir iſt lang wohl, Cornelli gelt? Du weißt nichts von einem Kummer.“

Das Kind ſchüttelte den Kopf.

„Ja, ich glaub's, warum ſollteſt du auch? Es wird einem ſchon ganz wohl, wenn man deine luſtigen Augen ſieht. Komm mehr zu mir, es macht mir Freude, ein fröhliches Kind, wie du eins biſt, zu ſehen.“

Cornelli ſagte, ſie wolle gern wieder kommen, und es war ihr Ernſt, denn die Frau ſprach immer ſo freundlich zu ihr. Nun verabſchiedete ſie ſich, und wie ſie wieder in hohen Sprüngen davon rannte, ſchaute ihr die Frau Wirtin befriedigt nach und ſagte halblaut: „Recht ſo, nur immer fröhlich, beſſeres giebt's nicht.“

Der Inhalt des Briefes, den Cornelli eben abgegeben und den die Wirtin nun zur Weiterbeförderung bereit machte, lautete alſo:

„Illerbach, den 28. April 18..

„Liebe Couſine!

„Meine Reiſe nach Wien, die ich nun ein Jahr lang hinausgeſchoben habe, muß in nächſter Zeit ausgeführt werden. Ich ſtelle nun die Bitte an Dich, Du möchteſt hierher kommen und den Sommer da zubringen, um meinem Hauſe vorzuſtehen. Auf Deinen erzieheriſchen Einfluß auf das Kind lege ich natürlich den größten Wert; das arme Ding iſt ja bis jetzt ohne alle wirkliche Erziehung aufgewachſen. Jungfer Mine, meine Wirtſchafterin,

that ja ihr Beſtes, und die brave Eſter, die Küchenregentin half mit, ſo viel ſie konnte. Das Beſte für das Gedeihen des Kindes hat wohl die alte Marthe, die Pflegerin meiner ſeligen Frau, gethan; aber wirkliche Erziehung kann ich es nicht nennen. Mich ſelbſt habe ich freilich dabei zuerſt anzuklagen; ich verſtehe mich nicht auf Erziehung kleiner Mädchen. Dazu nehmen meine Geſchäfte mich auch ſo ſehr in Anſpruch, daß ich das Kind kaum ſehe. Ich kenne kein größeres Unglück für ein Kind, als den Verluſt ſeiner Mutter und einer Mutter, wie meine Cornelia war; und mit drei Jahren ſchon mußte das arme Kind ſie verlieren! Nimm Dir eine gute Freundin mit, damit Du nicht zu ſehr unter der Einſamkeit leideſt und erfreue bald mit Deiner Ankunft

Deinen Vetter

Friedrich Hellmut."

Als an demſelben Abend Direktor Hellmut mit ſeiner Tochter Cornelli wieder zu Tiſche ſaß, teilte er ihr mit, er dürfe hoffen, ſeine Couſine, Fräulein Kitti Dorner, werde nach Illerbach kommen und da bleiben, bis er ſeine Reiſe nach Wien beendigt habe; Cornelli könne ſich recht freuen auf dieſe Ausſicht.

Nach einigen Tagen kam die Antwort der Couſine, ſie lautete alſo:

„B ...., den 4. Mai 18 ..

„Lieber Vetter!

„Um Dir eine Gefälligkeit zu erweiſen, will ich mich ſo einrichten, daß ich den Sommer in Deinem Hauſe zu-

bringen kann. Meine Freundin, Fräulein Gribeelen, wird mit mir kommen. Ganz allein in Deinem Hauſe zu verweilen, wäre mir etwas zu eintönig, wie Du ſelbſt fühlſt. Über die Erziehung Deines Kindes brauchſt Du Dir wirklich noch keine ſchweren Gedanken zu machen; da iſt noch keine Zeit verloren. Man muß nicht meinen, daß die kleinen Weſen gleich die beſten Kräfte zu ihrer Pflege brauchen, das iſt erſt notwendig, wenn man ſie geiſtig beeinfluſſen kann. So kleine Geſchöpfe vegetieren ja nur, und ſie zu nähren und zu unterhalten, dazu iſt Deine Jungfer Mine ganz die rechte Perſon. Auch die Eſter, die zuverläſſig iſt, hat ja mitgeholfen, das Kind zu beſorgen, ſowie es nötig iſt. Später iſt es dann etwas anderes mit der Erziehung. Jetzt mag die Zeit gekommen ſein, wo das Kind wirklich eines rechten erzieheriſchen Einfluſſes bedarf. In der letzten Woche dieſes Monats werden wir anlangen; vorher könnte ich nicht gut weggehen.

„Mit beſten Grüßen

Deine Couſine

Kitti Dorner.“

„Die Couſine kommt, nun freu dich, Cornelli“, ſagte der Vater, nachdem er am Abendtiſch den Brief geleſen hatte, „und noch eine andere Dame kommt mit; nun wird ein ganz neues, erfreuliches Leben für dich angehen.“

Cornelli, die bis jetzt von dieſer Verwandten ihres Vaters nichts gewußt, empfand keine beſondere Freude bei dieſer Nachricht. Sie wußte nicht, worin das Erfreuliche

des Beſuches beſtehen ſollte. Sie ſah darin nur eine Veränderung im Haus, die ſie nicht herbeiwünſchte. Ihr war es am liebſten, wenn alles ſo blieb, wie es war; etwas anderes begehrte ſie nicht. Das Kind ſah ſeinen Vater faſt nur bei den Mahlzeiten; die übrige Zeit brachte er drüben in den Geſchäftsräumen und in den ausgedehnten Werkſtätten zu. Das war aber für Cornelli kein Grund, ſich einſam oder verlaſſen zu fühlen; ſie hatte immer ſo viel vor, daß ſie keinen Augenblick hatte, den ſie nicht anzuwenden wußte; im Gegenteil war ihr die freie Zeit zwiſchen den Schulſtunden immer zu kurz, und die Abende hatten für Cornelli gerade die Hälfte zu wenig Stunden für alle Streifzüge, die dann noch unternommen werden ſollten. Der Vater hatte das Zimmer verlaſſen, und Cornelli war hinter ihm her auf den Weg hinaus gerannt um noch einmal auszuziehen, was gewöhnlich geſchah, ſobald der Vater das Haus verlaſſen hatte.

Eben kam die rüſtige Eſter vom Garten her mit dem großen Gemüſekorb am Arm; ſie hatte vorſichtig für den folgenden Tag geſorgt. „Geh nicht mehr hinaus, Cornelli, es kann ein Gewitter kommen, es iſt ganz grau überm Berg.“

„O, ich muß noch zur Marthe, ich muß ihr heut' noch etwas ſagen“, entgegnte Cornelli raſch; „es wird wohl nicht ſo bald kommen.“

„Ach was, noch lang' nicht“, rief Jungfer Mine, die vom offenſtehenden Zimmer aus die Warnung gehört hatte und nun heraus trat. „Geh du nur, Cornelli, noch gar

Gewitter! Du kommſt noch ganz gut zur Marthe hinüber, lauf du nur zu.“

Das Kind ſchoß davon. Eſter zuckte die Achſeln und ging ſchweigend an der Jungfer Mine vorüber. So ging es immer und in allen Fällen, wenn Cornelli etwas im Sinn hatte. Meinte Jungfer Mine, es ſei nicht thunlich, ſo kam ſicher die Eſter herbei und ſagte, nichts Leichteres gebe es, als das auszuführen, und fand ſie, Cornelli ſollte etwas unterlaſſen, ſo half Jungfer Mine gleich dazu, daß es ausgeführt werden könne. Das kam daher, daß jede der beiden die Liebere ſein und des Kindes Gunſt für ſich haben wollte.

Cornelli kam am kleinen Haus der Marthe das Treppchen hinauf und ins Stübchen hereingeſtürzt: „Denk, Marthe, es kommen zwei ganz neue Perſonen in unſer Haus, zwei Frauen, aus der Stadt kommen ſie, und der Papa ſagt, ich ſolle mich nur ſehr freuen; aber ich freue mich gar kein bißchen, ich kenne ſie nicht. Würdeſt du dich freuen, Marthe, wenn ſo zwei neue Leute bei dir ankämen?“

Cornelli mußte tief aufatmen, ſo ſchnell hatte ſie geſprochen, nachdem der raſche Lauf ihr ſchon den Atem genommen.

„Setz dich ein wenig zu mir nieder, Cornelli“, ſagte ruhig die Alte; „du mußt erſt zu Atem kommen. Es kommt ja gewiß jemand, der deinem Papa lieb iſt, daß er ſagt, du könnteſt dich freuen, und dann wirſt du's ſchon thun, wenn du ſie kennſt.“

„Ja, vielleicht, aber was willſt du ſchreiben, Marthe? Ich habe dich noch nie ſchreiben geſehen“, ſagte jetzt lebhaft das Kind, deſſen Gedanken plötzlich eine andere Wendung genommen hatten.

„Ja, es wird mir auch ſchwer genug“, entgegnete Marthe, „das könnteſt du viel beſſer, als ich es kann, es iſt ſo lange her, ſeit ich ſo etwas ſchrieb.“

„So gieb nur, Marthe, ich will dir's ſchon ſchreiben, ſag nur was“, und Cornelli ergriff bereitwillig die Feder und tauchte ſie bis auf den Grund des kleinen Tintenfaſſes ein.

„Ich will dir's erzählen, und dann ſchreibſt du's, wie du meinſt; du machſt es gewiß beſſer als ich“, ſagte Marthe erleichtert, denn ſie hatte ſchon ſeit einiger Zeit mit der Feder in der Hand vor dem Papier geſeſſen und hatte den Anfang nicht finden können. „Siehſt du, Cornelli, es iſt mir ſo gut gegangen mit der Arbeit in der letzten Zeit, daß ich etwas thun konnte, was ich ſchon lange im Sinn gehabt hatte; ich habe ein Bett kaufen können. Einen Tiſch und zwei Seſſel und einen alten Schrank hatte ich ſchon, und nun habe ich das alles in meinem Stübchen droben ſchön aufgeſtellt; du mußt es dann noch beſchauen. Jetzt könnte ich für den Sommer jemanden zu mir nehmen; weißt du, aus der Stadt kommen etwa kränkliche Frauen oder zarte Kinder aufs Land, und ich könnte gut für ſie ſorgen; ich bin ja immer daheim und könnte doch daneben arbeiten. Das wollte ich nun alles ins Blatt ſetzen, aber ich bringe es nicht heraus, wie man anfangen ſollte.“

„Das will ich ſchon deutlich ſchreiben, daß gleich, auf der Stelle jemand kommen kann", ſagte Cornelli eifrig, „aber zuerſt wollen wir noch das Stübchen anſehen; es wundert mich ſo ſtark, wie es ausſieht." Marthe war gleich bereit; ſie ging voran die ſchmale Treppe hinauf und öffnete das kleine Zimmer. „O, wie nett! O, wie nett!" rief Cornelli aus und lief voller Bewunderung von einer Ecke in die andere. Marthe hatte wirklich ihr Stübchen ſo zierlich ausgerüſtet, daß man ſeine Freude daran haben mußte. Aus einem dünnen weißen Stoff mit blauen Blümchen drin hatte ſie Vorhänge genäht und die zwei kleinen Fenſter damit umrahmt, was ganz ſchmuck ausſah. Eine alte Holzkiſte hatte ſie umgeſtülpt und ſie mit demſelben geblümten Stoff umkleidet; die ſtand nun als zierlicher Waſchtiſch in der Ecke. Die zwei uralten Seſſel trugen auch den hellen Blümchenüberzug, und das Bett in der Ecke bot denſelben fröhlichen Anblick dar; es war mit demſelben Blümchenſtoff bedeckt. „O, da iſt es ſo ſchön", rief Cornelli einmal über das andere aus; „wie haſt du das ſo machen können, Marthe, hatteſt du auf einmal ſo furchtbar viel Geld?"

„O nein, o nein, nicht ſo viel, aber gerade genug für mein Bett und ein Stückchen Zeug; das bekam ich noch ſo billig, weil es der Reſt vom Stück war. Aber gelt, es ſieht nicht ſo übel aus? Glaubſt du, daß jemand darin wohnen möchte?" Marthe ſchaute fragend und prüfend noch einmal auf jeden einzelnen Gegenſtand, den ſie ſo ſorgfältig, jeden nach ſeinem Bedürfnis, überarbeitet hatte.

„Ja freilich, ganz ſicher, glaub's nur, Marthe", verſicherte Cornelli, „ich käme gleich und ſchrecklich gern, wenn ich nicht ſchon hier wohnte. Jetzt will ich gleich ſchreiben; ich weiß ganz gut was." Nun rannte Cornelli das Treppchen hinunter, tauchte aufs neue die Feder ein und begann mit großem Eifer den Artikel aufzuſetzen.

„Vergiß nicht zu ſagen, daß es auf dem Lande iſt und wie es heißt bei uns, daß ſie mich auch finden", erinnerte vorſichtig die Marthe, der es vorkam, es müßte eine gar ſchwierige Sache für Cornelli ſein, ſo alles in die Anzeige zu bringen.

„Richtig, das muß ich noch ſagen", bemerkte Cornelli und ſchrieb den Schluß. „So, nun will ich dir's vorleſen, Marthe; dann kannſt du ſehen, daß ich alles geſagt habe." Das Kind las: „Wenn jemand ein nettes Zimmer haben will, ſo kann er eins haben bei der Marthe Wolf. Für kränkliche Frauen und zarte Kinder will ſie ſchon ſorgen, daß ſie es gut haben. Es iſt ſehr ſchön aufgeräumt und ſchöne neue, weiß und blaue Überzüge an allem. Es iſt auf dem Lande, in Illerbach, am Illerbach, wo die großen Eiſenwerkſtätten ſind, nicht weit davon."

Martha war ganz zufrieden. „Du haſt alles ſo deutlich geſagt; das kann man gut verſtehen", meinte ſie. „Ich hätte es nicht einmal ſo ſagen dürfen; es iſt faſt wie gerühmt. Wenn ich jetzt nur noch wüßte, wohin ich das Papier ſchicken muß; ich weiß nicht ſo recht, was ich auf die Adreſſe ſetzen ſollte."

„Ich weiß ganz gut, was man machen muß", ſagte

Cornelli beruhigend, „ich trage dir ſchnell das Blatt ins Poſthaus. Wenn ich Briefe dorthin trage, ſo kommen manchmal Leute und ſagen zum Wirt: ‚Das muß ins Blatt‘. Dann nimmt er's ab und ſagt: ‚Ich will's beſorgen.‘ So will ich es nun gerade machen; gieb mir nur das Blatt, Marthe.“

Dieſe hatte noch einmal durchgeleſen, was da ſtand; es kam ihr ſo merkwürdig vor, daß ihr Name ſollte in der Zeitung ſtehen, aber es war ja notwendig ſo. „Nein, nein, du gutes Kind“, ſagte ſie abwehrend, „du haſt nun genug für mich gethan; du haſt mir ſo gut geholfen, ich will nicht, daß du noch für mich dort hinaus laufeſt. Aber dein Rat iſt gut; ich will gleich ſelbſt das Blatt hinbringen.“

„O ja, komm mit“, ſagte Cornelli erfreut, denn zu ihren beſonderen Freuden gehörte es, einen Spaziergang mit der alten Marthe zu machen, die überall etwas Beſonderes ſah und Cornelli darauf aufmerkſam machte, und immer gleich etwas davon zu erzählen wußte. Überall traf ſie auch auf Stellen, wo ihr eine Erinnerung an Cornellis Mutter entgegentrat, die ſie gleich mit Rührung dem Kinde ſchilderte. Nur von ihr hörte Cornelli von ihrer Mutter ſprechen. Der Vater erzählte nie von ihr, und wenn ſie zur Eſter, die von Anfang an im Dienſte des Hauſes geſtanden hatte, von der Mutter ſprechen wollte, ſagte dieſe gleich: „Schweig, ſchweig, das macht einen nur traurig; ſo etwas muß man nicht aufrütteln.“

„So willſt du doch mitkommen?“ ſagte Marthe er-

freut, denn auch ihr war ja nichts so lieb, als mit ihrer kleinen, fröhlichen Gefährtin einen Gang zu machen. Cornelli hing sich an ihren Arm; so wanderten sie in den Abend hinaus. Die Gewitterwolken hatten sich verzogen; gegen Sonnenuntergang glühte der Himmel wie feuriges Gold.

„Glaubst du, meine Mutter sehe es drinnen auch so schön, wie wir draußen, Marthe", fragte das Kind, auf den leuchtenden Himmel hinweisend.

„Ja, ja, Cornelli", entgegnete sie eifrig, „denk einmal, wenn der liebe Gott seine Wohnung von außen so schön leuchten läßt, wie wird es erst drinnen sein, wo alle Seligen sind und sich freuen!"

„Warum freuen sie sich so?" wollte Cornelli wissen.

„O, weil sie nun von allem Leid und allem Schmerz erlöst sind", sagte Marthe, „darüber können sie sich wohl freuen, und auch weil sie nun erkennen, daß alles Leid und aller Schmerz, der ihre Lieben trifft, die noch hier unten sind, denen nur zum Wege dienen, daß sie den anrufen, der sie allein in den Himmel einführen kann."

„Hat ihn meine Mutter auch angerufen?" fragte Cornelli wieder.

„Ja, ja, Cornelli, da kannst du sicher sein", bezeugte Marthe, „deine Mutter war eine so gute, fromme Frau, daß nur ein jeder darum beten sollte, dahin zu kommen, wo sie ist."

Jetzt waren die beiden am Posthaus angekommen, und, nachdem sie ihren Auftrag dem Wirt und Posthalter ab-

gegeben, wanderten ſie ſchnell den freundlichen Thalweg zwiſchen den grünenden Wieſen zurück, denn die Dämmerung war hereingebrochen, und lange ſchon war die Feierabend-glocke auf dem Turm verklungen.

2. Kapitel.

Im oberſten Stock.

Die enge Stadtgaſſe hinauf, deren Häuſer ſo hoch waren, daß man von unten her die oberſten Fenſter kaum ſehen konnte, weil man ſo nahe an den Häuſern ſtand, wanderte, auf den dicken Stock mit goldenem Knopf ſich ſtützend, am hellen Maimorgen ein gewichtiger Herr. Er mußte von Zeit zu Zeit ſtille ſtehen und Atem ſchöpfen; die Gaſſe ſtieg ſteil hinan. Dann las er von neuem die Hausnummern, ſo weit er ſie erkennen konnte und ſagte wiederholt: „Immer noch nicht.“ Dann ſtieg er weiter hinan. Endlich hatte er ſeine Nummer erreicht. Die Hausthür ſtand offen; ſechs Klingelzüge waren am Pfoſten daneben angebracht. Der Herr ſtudierte die Namen, die darauf ſtanden, immer wieder den Kopf ſchüttelnd darüber, daß er nicht auf den geſuchten traf. „Ah, endlich, zu alleroberſt“, ſagte er jetzt mit einem Seufzer und trat in das Haus ein. Nun ging das Steigen erſt recht an. Erſt waren die Treppen, wenn auch hoch, doch helle und hatten ordentliche Stufen; dann wurden ſie dunkler

und ſchmaler und zuletzt ging es auf abgelaufenen, ungleichen Stufen ganz ſteil einer engen Thür zu, vor der kein anderer Raum zum Stehen blieb, als die letzte ſchmale Treppenſtufe. „Iſt das ein Käfig!“ ſagte ſchwer atmend der Emporklimmende, indem er ſich an der hölzernen Rampe feſthielt, denn auf den dünnen, krachenden Stufen war das Auftreten recht unſicher. Er zog an dem einfachen Klingelſchnürchen. Die Thür ging auf. Eine ſchwarz gekleidete Frau ſtand vor ihm.

„O, Herr Erziehungsrat, Sie ſind es“, ſagte ſie überraſcht. „Es thut mir leid, daß Sie die mühſamen Treppen hinaufſteigen mußten“, fügte ſie hinzu, als ſie bemerkte, wie der wohlbeleibte Herr ſich das Geſicht trocknen mußte nach der großen Anſtrengung. „Ich wäre gern zu Ihnen gekommen, wenn Sie mich benachrichtigt hätten, daß Sie mich zu ſprechen wünſchen.“ Die Frau hatte unterdeſſen ein Zimmer aufgemacht und den Herrn gebeten, einzutreten und ſich zu ſetzen.

„Ihr Beiſtänder muß Sie doch einmal aufſuchen“, entgegnete der Herr, der jetzt auf dem alten Sofa Platz genommen hatte und ſich mit beiden Händen auf den dicken Stockknopf ſtützte: „das muß ich Ihnen gleich ſagen, Frau Pfarrerin, daß Sie meinen Rat nicht befolgten, auf dem Lande eine kleine Wohnung zu nehmen, wo Sie doch ſchon waren, ſondern es vorzogen, hierher in die Stadt zu ziehen, wo Sie natürlich eine ſolche Manſardenwohnung nehmen mußten, das finde ich nicht praktiſch und auch nicht einmal wünſchbar. Sie haben doch hier nicht die

leiſeſte Bequemlichkeit. Für Sie ſelbſt und für Ihre Kinder wäre die Landluft unbedingt beſſer geweſen.“

„An Bequemlichkeiten für mich hatte ich nicht zu denken, als ich meinen Mann verlor und unſere Pfarrwohnung verlaſſen mußte, Herr Erziehungsrat“, entgegnete die Frau mit einem matten Lächeln. „Gewiß wäre die Landluft für meine Kinder alle beſſer geweſen, aber der ſie am meiſten nötig hätte, mein älterer Junge, mußte um der Schule willen nach der Stadt und ihn von mir weggeben, ſo zart wie er iſt, das hätte ich nicht thun können, auch —.“

„Es giebt Koſtorte in der Stadt, wo ſolche Knaben auch gut beſorgt werden“, unterbrach der Herr hier berichtigend, „aber welche Gründe denn noch weiter?“

„Meine Mädchen ſind beide auch ſo weit, etwas zu erlernen, das ſie verwerten können, Herr Erziehungsrat“, fuhr die Frau fort; „daß dies notwendig iſt, wiſſen Sie ja wohl; daß aber auf dem Lande die Gelegenheit zu weiterer Ausbildung für die Mädchen ſchwer zu finden iſt, das iſt Ihnen auch bekannt. Mit meinen Kindern in die Stadt zu ziehen war daher nicht ein unpaſſender Wunſch, noch eine unpraktiſche Unternehmung von mir, wie ich annehmen darf. Ich bin Ihnen aber recht dankbar, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen meine Gründe auseinanderzuſetzen, warum ich Ihren Rat nicht befolgen konnte.

„Was ſollen die Töchter erlernen?“ fragte der Herr ein wenig kurz.

„Nika, die Ältere, malt recht ordentlich“, entgegnete die Frau, „Agnes hat eine entſchiedene Begabung für Muſik.

So hatte ich gedacht, da beide Mädchen recht eifrig ſind in ihren Studien, ſie würden ſpäter unterrichten können, was ſich beide ernſtlich vornehmen.“

„Brotloſe Künſte, nach endloſen Jahren von Unterrichtnehmen“, ſagte der Herr Beiſtänder. „Sehr viel praktiſcher erſcheint mir, die Schweſtern widmen ſich beide der Damenſchneiderei; ſo kommen ſie ſchnell zu einem Ziel, eröffnen ein Geſchäft, arbeiten ſich gegenſeitig in die Hände und machen treffliche Geſchäfte, die der Mutter und dem Bruder das Leben erleichtern. Der letztere wird ohnehin lang genug zu keiner Selbſtändigkeit kommen, wenn er durchaus ſtudieren ſoll, wie Sie meinen.“

Die Frau Pfarrerin ſchaute mit traurigen Blicken vor ſich hin; ſie ſagte kein Wort mehr.

„Sie verſtehen mich doch, Frau Pfarrerin, ich rede durchaus nur in Ihrem und Ihrer Kinder Intereſſe“, nahm der Herr Beiſtänder wieder auf; „es thut mir auch leid, daß ich Ihre Mädchen nicht getroffen habe; ich bin überzeugt, ſie hätten bald mit Freuden mir zugeſtimmt, wenn ich ihnen meine Gründe vorgelegt hätte. Heutzutage verſtehen die jungen Leute, was es heißt, ſeinen Weg bald und vorteilhaft zu machen, glauben Sie mir das!“

„Vielleicht ſind meine Kinder durch den Einfluß ihrer Eltern noch etwas zurückgeblieben in dieſem Verſtändnis und hangen noch an Dingen, die Sie als brotloſe Künſte anſehen müſſen“, ſagte mit Seufzen die Frau; „ich werde aber nach Ihrem Wunſche meinen Kindern Ihre Anſichten

mitteilen und in Ihrem Sinne zu ſprechen ſuchen, ſo weit es mir möglich iſt."

„Wie alt iſt Ihre Älteſte? Die müßte wohl ſchon vernünftige Begründungen verſtehen können", meinte der Herr.

„Nika ſteht in ihrem vierzehnten Jahre, ſo daß, wie Sie ſich denken können, ihr Unterricht in vielen Dingen noch mangelhaft iſt", entgegnete die Frau, „Dino iſt zwölf, Agnes elf Jahre alt; dieſe hat vor allem noch ihre geſetzliche Schulzeit durchzumachen."

„Noch junges Volk", ſagte kopfſchüttelnd der Herr Beiſtänder. „Das eine iſt gewiß: je länger noch die Erziehung, deſto nötiger die kürzeſten Wege zum Ziel, Frau Pfarrerin. Ich komme mehr und mehr zur Überzeugung, daß mein Vorſchlag der richtige iſt und daß Sie Ihre Töchterchen entſchieden einer geſchickten Damenſchneiderin übergeben ſollen, ſo hat Ihre Überſiedelung nach der Stadt auch einen wirklichen Wert."

In ſeinem Eifer, die ſchweigende Zuhörerin zu überzeugen, hatte der Herr Beiſtänder nicht bemerkt, daß ein kleiner Junge eingetreten war, ſich erſt hinter die Mutter verborgen und dann auf ihren Wink ſich von der Seite her dem Herrn genähert hatte. Erſt jetzt wurde dieſer den Eingetretenen dadurch gewahr, daß eine kleine Fauſt ſich gewaltſam in ſeine geſchloſſene Rechte eindrängte.

„Nehmen Sie's nicht übel, der Kleine ſtellt ſich etwas aufdringlich zu ſeinem Gruße an", entſchuldigte die Mutter.

„Ah, wahrhaftig, da iſt noch einer, der Kleinſte, ich

wußte es ja", ſagte etwas beſtürzt der ſorgliche Berater. „Wie heißt du denn, mein Junge?"

„Mux", war die Antwort.

Fragend ſchaute der Herr die Mutter an.

„Es iſt ein Name, den die Geſchwiſter ihm gegeben und der ſich nun ſo unverſehens eingebürgert hat", entgegnete ſie. „Mein Jüngſter heißt Markus; er hat ſoeben ſein fünftes Jahr zurückgelegt."

„Gut, gut, und was haſt denn du im Sinne zu werden, mein Freund Mux?" fragte der Herr Erziehungsrat.

„Ein Reitergeneral", antwortete unverzüglich der Kleine.

Der Herr ſtand auf.

„Frau Pfarrerin, es ſcheint mir, Ihre Kinder haben es alle etwas hoch im Kopf", ſagte er nachdrücklich. „Ich kann nur wünſchen, daß ſie einſehen lernen, daß auf dieſer Welt nicht jeder thun kann, was ihm am beſten gefällt."

Dem guten Wunſche ſtimmte die Mutter bei. „Aber das muß ich Ihnen doch noch ſagen", fügte ſie hinzu, „daß der Ausſpruch des Kleinen nur daher kommt, daß in ſeinem Bilderbuch der General zu Pferde ſeine Aufmerkſamkeit beſonders erregt, was vorübergehen wird wie andere Kindereindrücke."

„Ermahnung zu richtiger und erfolgreicher Arbeit kommt nie zu früh und kommt nie zu oft, das laſſen Sie nicht außeracht, Frau Pfarrerin", ſchloß der Herr Berater, indem er ſich empfahl und nun ſorgfältig die ſteile Treppe hinunterſtieg.

Eben kam von unten herauf ein Weſen ſo raſch heran,

als müßte es die Stufen nicht betreten. Da der Herr allen Raum auf der Treppe ausfüllte, die leere Stelle ausgenommen, die ſich unter dem ausgeſtreckten Arm befand, der die Lehne feſthielt, wollte das behende Weſen ſchnell hier unten durchſchlüpfen.

„Halt, halt! ſollteſt du nicht der Frau Pfarrerin Halm gehören?“ fragte der Herr, ſeinen Arm als Schranke tiefer haltend.

„Ja, der gehöre ich“, war die ſchnelle Antwort, indem das Perſönchen ſich noch tiefer bückte, um durchzukommen.

„Halt eine Minute ſtill, wenn es dir möglich iſt“, ſagte der Herr jetzt gebietend. „Ich bin der Erziehungsrat Schaller, der Berater deiner Mutter, das wirſt du wiſſen. Ich habe ihr ſoeben einen guten Rat erteilt für euch, verſtehſt du, zu euerem Beſten. Du wirſt deine Mutter darin beſtärken; du ſiehſt nicht einfältig aus und kannſt begreifen, was für euch alle gut ſein wird. Biſt du die Ältere?“

„Nein die Jüngere“, kam raſch heraus.

„Deſto beſſer, ſo wird die Ältere noch vernünftiger ſein, und ihr werdet beide zum Wohl der ganzen Familie beitragen und meinen Rat gern befolgen wollen.“ Damit gab der Herr dem Kinde die Hand und ging weiter.

Agnes ſchoß den Reſt der Treppe hinan und ſtürzte in den ſchmalen Korridor ein. Der Bruder Mux ſtand erwartungsvoll unter der offenen Zimmerthüre, wie er gewohnt war zu thun zur Zeit, da die Geſchwiſter heimzukehren pflegten; denn er liebte die Abwechſelung, die dem ſtillen Morgen folgte.

„Es iſt ein dicker Herr dageweſen, und dann hat die Mutter nachher geſagt: ‚Ach Gott!‘ Und du kannſt nicht mehr Klavier ſpielen“, berichtete er.

Agnes ſtürzte ins Zimmer hinein, dann wieder heraus. „Wo iſt die Mutter? Mutter! Mutter!“ ſchrie ſie, eine Thür um die andere aufreißend.

„Hier, Agnes, nur nicht ſo im Sturm“, tönte es aus der Küche herüber.

Agnes lief hin. „Mutter, was ſagt denn Mux? Iſt es wahr? Ich weiß, daß der Herr Schaller da war und daß er ſagen kann, was wir thun müſſen. Was hat er geſagt? Iſt es wahr, was der Mux berichtet? Dann will ich lieber gar nichts mehr thun und nicht mehr eſſen und nicht mehr ſchlafen und gar nichts mehr, dann iſt alles aus.“

Agnes ſtand vor Aufregung mit purpurroten Wangen unter der Küchenthüre, ihre Augen ſprühten völlige Blitze.

„Nein, Kind, ſo mußt du nicht reden und dich nicht ſo ſchrecklich aufregen“, mahnte ruhig die Mutter. „Jetzt iſt keine Zeit, über eine Frage zu ſprechen, die alle Ruhe erfordert. Heute Abend wollen wir alles beſprechen. Du weißt wohl, Agnes, daß ich in deinen Wünſchen und Streben ganz mit dir fühle, daß es meine Sache iſt, wie die deine. Laß uns erſt zuſammen warten, bis wir eine ruhige Stunde haben und dann zuſammen alles beſprechen.“

Die Worte beruhigten das Kind. So war es ja, ſie wußte es, die Mutter lebte mit ihrem ganzen Herzen alles mit; ſie hatte dasſelbe lebhafte Verlangen, daß nun in der

TAYLOR INST. OXF

Stadt der ſo lang gehegte Wunſch der Agnes nach muſikaliſcher Ausbildung erfüllt werden könne. Es war ja die Sache der Mutter, wie die ihrige. Auf die Hilfe der Mutter konnte ſie alſo ſicher rechnen. Sie ging raſch an ihre Arbeit in der Küche; da hatte ſie wie ihre Schweſter Hand anzulegen, wenn nicht die Mutter die Arbeit thun ſollte, denn als Dienende war nur ein ganz junges Mädchen im Haus, das neben den nötigen Gängen nur gerade die geringſte Arbeit fertig brachte. Mux hatte ſich wieder auf ſeinen Poſten zurück begeben, denn daß ſeine Worte einen ſolchen Eindruck auf Agnes gemacht und ſolche Aufregung hervorgerufen hatten, war ihm ſehr unterhaltend vorgekommen; er wollte gleich noch einmal die Wirkung erzielen.

Jetzt hörte er jemanden die Treppe herauf kommen; es war Nika.

„Es iſt ein dicker Herr dageweſen, und dann, als er fort war, hat die Mutter geſagt: ‚Ach Gott!‘ und du darfſt keine Bäume und keine Blumen mehr malen“, berichtete er von oben herunter.

Aber Nika hatte den Herrn Erziehungsrat nicht angetroffen, ſo hatten die Worte keinen Sinn für ſie. Sie ging ganz unberührt und ſchweigend an dem Bruder vorbei und trat ins Zimmer ein. Mux war ſehr enttäuſcht. Jetzt hörte er den Bruder heraufrennen. Etwas von ſeiner Enttäuſchung mußte er auf den abladen.

„Nein, wir haben nicht, was du meinſt“, rief er dem Kommenden entgegen.

„Was ſoll ich denn meinen, das wir haben ſollten, du Gedankenerrater?“ rief der hinauf.

„Ja, wenn du meinſt, wir haben grüne Erbſen zu Mittag, dann kommſt du allemal ſo ſchnell herauf, weil du nicht warten kannſt, weil du ſie furchtbar gern iſſeſt“, behauptete Mux, „aber wir haben keine, wir haben Kohl, jetzt haſt du's!“

„So, ſo komm herein, wir wollen ſehen, wer darüber ärgere Geſichter ſchneidet, du oder ich.“

Damit ergriff der oben angelangte Dino den Kleinen bei der Hand und machte einen großen Sprung mit ihm in die Stube hinein. Bald nachher ſaß die Familie zuſammen am Mittagstiſch in der kleinen Stube. Es war heute nicht wie gewöhnlich, daß jedes der Kinder ſeine Erlebniſſe zuerſt erzählen wollte und die Mutter nicht wußte, wie ſie alle die Mitteilungen auf einmal bewältigen ſollte. Es war ſtill und ſchwül wie vor einem Gewitter; auf allen Geſichtern lagerten ſchwere Wolken, nur auf einem nicht. Agnes hatte ihrer Schweſter eben noch eine Mitteilung gemacht, welche dieſer die drohenden Worte des Kleinen deutlich machten. Sie ſaß brütend da, ſchaute auf ihren Teller und ſchluckte und ſchluckte, obſchon ſie keinen Biſſen zum Munde führte, ſo als habe ſie von innen genug herunterzubringen. Agnes zog ihre Brauen zuſammen, daß die ganze Stirn nur noch wie eine Runzel ausſah. Die Mutter mußte es nach allen Seiten hin mit ſchweren Gedanken zu thun haben, das konnte man ihren bekümmerten Blicken entnehmen. Sogar der ſonſt ſo ge-

ſprächige Mux nagte ſeufzend an ſeinem Kohl herum. Nur Dino ſchaute mit ſeinem fröhlichen Lächeln von einem zum andern, mit erwartungsvollen Blicken; ſein Mittagsmahl ſchien ihn nicht ſehr in Anſpruch zu nehmen.

„Ich erwarte ein Gewitter“, ſagte er nun, da die Stille andauerte. „Nika wird die Blitze loslaſſen, die ihr unter den Wimpern zucken, und Agnes wird nicht zögern, die Donnerſchläge folgen zu laſſen. Dann wird gleich der Regen niederſtürzen, denn der Mux kann ſeinen Thränenerguß über den Unglückskohl kaum noch zurückhalten.“

„Ja, ja, du haſt noch viel weniger Kohl gegeſſen als ich“, ſagte Mux in kläglichem Ton.

„Siehſt du, Muxchen, das thu' ich aus lauter Beſcheidenheit, damit niemand zu kurz kommt“, erläuterte der Bruder.

„Ja, Dino, wenn ich Zeit hätte, wollte ich dir ſchon antworten auf das Donnern und auf den Kohl“, brach jetzt Agnes los, „aber um ein Uhr hab' ich Muſikſtunde, und dann habe ich ſonſt noch genug zu ſchlucken, noch zum Kohl.“

„Mir wäre es lieber, Dino, wenn deine Beſcheidenheit ſich auf andere Gebiete erſtreckte“, ſagte mit einem etwas traurigen Lächeln die Mutter. „Du iſſeſt ja heute wieder gar nicht, und in der Nacht habe ich dich ſo viel huſten gehört. Von allem, das mich ängſtigt iſt mir dein Zuſtand noch das Quälendſte. Haſt du auch in der Schule ſo gehuſtet?“

„Ja gewiß, Mutter, aber da iſt doch nichts Quälendes

dabei", entgegnete Dino heiter; „das geht ſchon vorüber. Der Herr Profeſſor ſagte zwar heute, ich hätte beſſer gethan, auf den milchreichen Auen meines Heimatdorfes fort zu weiden als die Staubwinkel der Stadt aufzuſuchen, aber ich erwiderte: ‚das Latein entſpringt nicht aus milchreichen Auen, Herr Profeſſor'."

„Ich hoffe, das haſt du nicht erwiedert", ſagte erſchrocken die Mutter.

„O, doch, aber nur in Gedanken; du mußt nicht ſchon wieder ſorgen", beruhigte Dino.

„Der Herr Profeſſor hat ja ſchon recht", ſagte ſeufzend die Mutter; „es iſt mir auch ein Gedanke gekommen, den wir heut' Abend beſprechen wollen. Auch mit euch, Nika und Agnes, will ich dann in Ruhe die Vorſchläge unſeres Beraters überlegen. Thut mir nur das eine zuliebe, nicht von vornherein ſo ſchrecklich unglücklich auszuſehen; es iſt ja doch noch nicht alles verloren."

„Es wird ja wohl ſo kommen", ſagte Nika und verließ das Zimmer.

„Ja, und noch viel ärger", ſetzte Agnes hinzu, rückte im Sturm ihren Seſſel an ſeinen Ort, ſtieß ihre Muſikhefte in die Mappe und rannte davon.

„Was iſt noch ärger, als alles verloren?" rief ihr Dino fragend nach.

„Ich weiß ſchon was", ſagte Mux kundig, während Agnes dem Frager nur einen Blick zurückwarf, der deutlich ſagte: Wenn ich Zeit hätte, bliebe ich dir keine Antwort ſchuldig.

„Was denn, du weiſer Mann?“ fragte Dino.

„Wenn ſie gar nichts als nur immer Kohl eſſen müßte“, antwortete Mux ſo überzeugt, daß man merken konnte, er hatte ſeine Anſicht aus der eigenen Erfahrung geſchöpft.

Sorgenvoll ſtrich die Mutter jetzt über das reiche Haar ihres Dino, der ſich auch zum Fortgehen erhoben hatte: „Nicht wahr, mein Junge, du hüteſt dich vor allzu raſchem Laufen“, bat ſie, „du wirſt ſonſt ſo heiß, und nachher ſitzeſt du im kühlen Schulzimmer. Sieh, ich kann nie mehr ohne Angſt dich fortgehen ſehen.“

„Aber, Mutterchen, ſo krank bin ich ja gar nicht“, ſagte Dino, ſeine Mutter zärtlich umfaſſend; „weißt du, wenn einer auch einmal huſtet, ſo hört er allemal wieder auf. So mache ich es gerade auch; ſei du nur fröhlich, dann iſt alles in Ordnung. Nun muß ich aber rennen“, rief er aus.

„Nur nicht ſo ſchrecklich eilen, Dino, du haſt noch alle Zeit, denk daran!“ rief ihm die Mutter nach; dann trat ſie ſchnell ans offene Fenſter und ſchaute die Straße hinab, ſo lange ſie noch etwas von dem laufenden Jungen ſehen konnte.

Dino war ihr Sorgenkind. Er ſelbſt war immer fröhlich und wohlgemut und ſtets bemüht, alle andern fröhlich zu ſtimmen, vor allen ſeine Mutter. Aber täglich ſah der Junge ein wenig zarter aus und zeigte etwas weniger Appetit, was dem wachſamen Mutterauge nicht entging. Daß von allem Schweren, was ſie zu tragen hatte, dieſe Wahrnehmung das Schwerſte für ſie war, konnte man

dem ſchmerzlichen Ausdruck ihres Geſichtes entnehmen, mit dem ſie nun das Fenſter ſchloß und ſich zu ihrer Näh=arbeit hinſetzte.

Mux hatte ſchon dreimal dieſelbe Frage an die Mutter gethan und war nicht gehört worden. Nun erhob er ſeine Stimme mit Macht und fragte zum viertenmal: „Mama, warum muß man eſſen, was die Kühe bekommen?“

„Was meinſt du, Mux“, fragte ſie dagegen, „was willſt du ſagen?“

„Ich habe es ganz gut geſehen im Bilderbuch, daß es die gleichen Blätter ſind wie in der Küche“, war ſeine, nicht beſonders klare Erläuterung.

Die Mutter verſtand ihn aber doch gleich, indem ſie ſich erinnerte, wie genau er die grünen Blätter betrachtet hatte, die das Mädchen heute früh in die Küche gebracht. Zugleich trat ihr ein Bild aus dem beliebten Bilderbuch vor Augen, wo der glänzend braunen Kuh die prächtigen grünen Blätter vom Stallknecht vorgeſetzt werden.

„Biſt du denn immer noch bei deinem Kohl, Mux, und immer noch mit Unwillen? Das iſt gar nicht recht“, ſagte die Mutter. „Siehſt du, es giebt arme Kinder, die müſſen hungern; das thut ſehr weh, und du bekommſt gutes Brot zu deinem ſchön gekochten Gemüſe.“

„So wollen wir ihnen alles ſchicken, was wir noch von dem Kohl eſſen müßten“, ſchlug Mux ſchnell vor.

„Komm, nimm die Stickarbeit her, die ich dir ange=fangen habe, wir wollen wett arbeiten, ſo kommſt du einmal von deinem Kohl ab; komm, ſetz dich hier her, zu mir.“

Die Mutter rückte das Stühlchen näher zu ſich, gab dem Kleinen die Arbeit in die beweglichen Finger und nun ging das Wettrennen der Stiche los. Mux vergaß im großen Eifer die Mutter zu überholen, endlich, was ſein Gemüt ſo beſchwert hatte, daß er faſt nicht darüber weg=kommen konnte.

Der ſpätere Abend war gekommen, da alle Schul=arbeiten beendigt waren, die Mutter ihren großen Flickkorb beiſeite zu ſtellen und den leichten Strickſtrumpf zur Hand zu nehmen pflegte, der keinen ihrer Gedanken in Anſpruch nahm. Das war die Stunde, da die Kinder ſich alle um ſie drängten und jedes ſein beſonderes Anliegen ihr vorzu=bringen gewohnt war. Für den kleinen Mux war es der ſchwerſte Augenblick des Tages, denn regelmäßig, bevor die Mutter ſich zum eingehenden Geſpräch mit den drei Älteren feſtſetzte, ergriff ſie die Hand des Jüngſten, um ihn erſt zu Bett zu bringen. Das führte jeden Abend denſelben Kampf mit demſelben Ausgang herbei; denn der ſchlaue Mux gedachte durch hartnäckigen Widerſtand die Regel um=zuſtürzen; die Mutter aber wußte, daß das Gelingen ſeines Planes gar keine Freude, ſondern nur jämmerliches Gähnen und Zufallen der Augen zur Folge haben würde. Heute mußte die Mutter es beſonders eilig haben, denn bevor nur der Kleine zum Kampf bereit war, befand er ſich ſchon an ſeinem Lager und gleich darauf für die Nacht gerüſtet. Einmal in ſeinem Bett angelangt, war Mux immer mit ſeinem Geſchick ausgeſöhnt, denn dann kam der Augenblick, da die Mutter ſich noch einmal ruhig zu ihm hinſetzte,

damit er gleich den anderen ihr noch alles mitteilen konnte, was ihm auf dem Herzen lag. Hatte er aber ſein Nachtgebet geſprochen, dann war das Ende aller Unterhaltung unumſtößlich gekommen. Das wußte der Mux ſehr genau und ſuchte darum täglich dieſen Schlußpunkt mit allen Mitteln ſo weit als möglich hinauszuſchieben.

„Mama“, ſprach Mux jetzt nach Beſteigung ſeines Bettes in nachdenklicher Weiſe, „wenn man allenthalben, wo der Kohl wächſt, lauter Kirſchen pflanzen würde, dann könnten alle Menſchen Kirſchen eſſen, wenn ſie ſonſt Kohl eſſen müßten.“

„Nun wollen wir gleich abſchließen, mein kleiner Mux“, ſagte die Mutter zu ſeiner Überraſchung, denn er hatte ein eingehendes Geſpräch einzuleiten gedacht. „Siehſt du, heute kannſt du nicht über deinen Kohl wegkommen; den mußt du erſt verſchlafen; geſprochen haſt du nun genug darüber.“

Mux erkannte, daß für heute nichts mehr zu machen ſei. Sobald er ſein Nachtgebet vollendet und der Mutter einen Kuß gegeben hatte, legte er ſich aufs Ohr und ſchlief ſchon, als die Mutter die Thür hinter ſich ſchloß.

Agnes hatte eben ihre letzte Schularbeit beendet und warf ihre Hefte und Bücher in die Schublade, immer eines heftiger hineinſchleudernd als das vorhergehende; ſie mußte von einer ſtarken innern Bewegung getrieben ſein. Sowie ſie die Mutter ins Zimmer eintreten ſah, brach ſie los: „Nein, Mutter, wenn ich nicht ſingen und nicht das Klavierſpiel recht erlernen darf, ſo will ich lieber gar nichts lernen, gar nichts mehr; dann will ich gleich eine Stubenmagd

werden, das kann ich ganz gut, und wenn ich genug Geld verdient habe, dann will ich eine Harfe kaufen, und dann will ich vor die Häuſer gehen und will ſingen; dann kann ich auch leben. Eine Schneiderin braucht niemand zu werden; man kann einen Unterrock tragen und eine Jacke dazu; die kann man weben; etwas anderes braucht kein Menſch. Alle anderen Kinder haben es beſſer als wir, Mama, alle dürfen lernen, was ſie wollen und wir gar nichts"; und jetzt kam ein Thränenſtrom und erſtickte alle Worte, die noch kommen wollten.

Nika hatte während der ſtürmiſchen Rede der Schweſter ihren Kopf immer tiefer auf die Zeichnung niedergebeugt, an der ſie, ohne aufzuſchauen, fort und fort gearbeitet hatte; jetzt tropfte es auch aus ihren Augen. Sie ſchob ihr Papier weg und hielt ſich ihr Tuch vor das Geſicht.

„Ach, Kinder, ſeid nur nicht gleich ſo ganz verzagt", ſagte die Mutter mit ſorgenvollem Blick auf die beiden Weinenden. „Ihr wißt es ja, daß euer Leid mein Leid iſt, nnd daß ich alles thue und noch thun will, daß ihr erlernen könnt, was ihr ſo ſehnlich wünſcht. Es wäre ja auch meine größte Freude, eure Anlagen ſo ausbilden zu können, daß ihr ganz der Muſik und der Malerei leben könntet. Wenn es aber nicht ſein kann, Kinder, dann müſſen wir den Glauben feſthalten, daß es nicht zu eurem Beſten wäre, daß der liebe Gott einen andern Weg kennt, der für euch beſſer ſein muß. Laßt uns nur das Vertrauen nicht verlieren und an dem Troſt feſthalten, daß ein Vater im Himmel uns alle mit Liebe führt. Er wird uns

ja auch nicht vergeſſen; vergeſſen nur auch wir nicht, daß er weiter ſieht als wir und weiß, warum er uns ſo führt und nicht anders, auch dann, wenn wir es im Augenblicke nicht verſtehen können. Einmal verſtehen wir es doch, daß auch das Schwere uns nur auferlegt ward zum Segen für uns ſelbſt."

„Nun wollen wir wieder fröhlich ſein und ein Lied anſtimmen", fiel Dino ein, der gern fröhlich war und am liebſten alles um ſich her fröhlich ſehen mochte. „Wir wollen gleich einmal ſingen:

‚Und ſtürmt der Winter noch ſo ſehr,
Es muß doch Frühling werden.
Und wenn die Agnes aufbegehrt,
So ſei ihr dieſer Troſt gewährt.'"

„Ja, ja, Dino, du haſt gut lachen", fuhr Agnes auf; „wenn du ein Schneider werden müßteſt, du würdeſt aus einem andern Ton pfeifen. Du kannſt alles lernen und alles ſtudieren, wenn du nur willſt."

„Nein, alles ſtudieren will ich nun wirklich nicht, lieber nur eines", berichtigte Dino. „Aber weißt du was, Agnes, dein Singen iſt viel ſchöner als dein Raiſonnieren, ſtimm gleich einmal an. Gefällt dir mein Lied nicht, ſo ſchlag ein anderes vor."

„Singen wollen wir dann zum Schluß miteinander, Kinder", ſagte die Mutter, „jetzt habe ich noch etwas mit dir zu beſprechen, Dino. Dein Huſten und dein Ausſehen machen mir Sorge, und ich habe mich ſchon ſeit einiger Zeit umgeſehen, wo ich dich hinbringen könnte, daß du

einige Wochen lang dich in der Landluft ſtärken könnteſt. Es ſind ja wohl der Orte genug, aber ich muß ein einfaches Haus finden, und doch will ich dich nur in ein Haus bringen, wo jemand Sorge zu dir trägt. Nun habe ich heute im Blatt eine Anzeige gefunden; das könnte vielleicht etwas ſein, wie ich es ſuche. Sieh hier, Dino, lies die Anzeige ſelbſt."

Dino nahm das Blatt und las. Dann lachte er laut auf. „Ja, ja, Mutter, da muß ich hin", ſagte er, immer noch einmal ſich vor Lachen ſchüttelnd, „zu der Marthe am Illerbach; da iſt's gewiß ſo gemütlich bei der Marthe Wolff, wo's ſo ſchön aufgeräumt iſt und ſo ſaubere Überzüge herrſchen."

Nun wollten die Schweſtern auch wiſſen, wie die Anzeige laute, die den Dino ſo zum Lachen brachte. Er las ihnen das Geſuch der Marthe Wolff in Illerbach vor und alle fanden, bei dieſer Marthe müßte es ein ganz gemütliches Wohnen ſein. Die Mutter entſchloß ſich gleich an die Frau zu ſchreiben und dann ſobald als möglich ihren Dino dahin zu bringen. „Kinder, nun ſingen wir noch ein Lied zum Tagesſchluß", ſagte ſie dann, ſich an das alte Klavier ſetzend, denn ſie begleitete immer die Choräle, die jeden Abend von den Kindern geſungen wurden. „Das ſollt ihr mir heute ſingen, Kinder", ſagte ſie jetzt, ihr Buch aufſchlagend und das Lied anſtimmend. Die Kinder erhoben alle drei ihre guten Stimmen und ſangen:

„Klag deine Not
Dem lieben Gott,

Wenn alle dich verlaſſen,
Und keiner hört,
Was dich verzehrt
Und deinen Schmerz kann faſſen.
Eh' du's geſagt,
Eh' du's geklagt,
Hat er es ſchon erfahren,
Mehr als die Hut
Der Mutter thut,
Will er ſein Kind bewahren."

3. Kapitel.

Neue Erſcheinungen in Illerbach.

Im Hauſe des Direktors in Illerbach war große Aufregung. Der Tag war gekommen, da die beiden Damen aus der Stadt zum längeren Aufenthalt in Illerbach erwartet wurden. Der Herr hatte verordnet, daß für die Ankunft ſeiner beiden Gäſte, die er auf den Mittag erwartete, alles hübſch bereit ſein und ein feſtliches Mahl hergerichtet werden ſollte. Er war in der beſten Stimmung, denn ſchon ſeit einigen Tagen hatte er der Ankunft ſeiner Couſine ſehnlich entgegengeſehen. Er ſollte durchaus ſeine Reiſe antreten, und doch fand er es nicht angemeſſen, das Haus zu verlaſſen, bevor er ſeine Gäſte noch empfangen und nach dem ausgeſprochenen Wunſche der Couſine ihr ſelbſt das Haus übergeben hatte. Den Tag nach ihrer Ankunft wollte ſie ihn dann gern zur Reiſe freigeben; dieſe war denn auch auf den folgenden Tag feſtgeſetzt.

Cornelli empfand die Vorbereitungen in einer Weiſe, die ihr die Ankunft der Gäſte nicht ſehr wünſchbar er-

ſcheinen ließ. Wenn ſonſt Beſuch für den Tag zu erwarten war, ſo hatte ſie immer die erfreulichſten Ausſichten vor ſich. Erſt lief ſie nach der Küche; dort wurde geknetet und gebacken, und kaum war ſie auf der Schwelle erſchienen, ſo rief die Eſter ſchon: „Komm, verſuch's, welches iſt beſſer? Sie werden wohl beide nicht ſo übel ſein.“ Ein kleiner, goldgelber Apfelkuchen und ein rötliches, rundes Pflaumentörtchen lagen ſchon auf dem Tellerchen bereit für ſie, denn ihr Beſuch war erwartet. Wirklich konnte Cornelli jedesmal bezeugen, die Äpfelkuchen ſeien vorzüglich geraten und die Pflaumentörtchen noch viel beſſer. Darauf ging ſie nach der Vorratskammer hinüber. Hier ſtand die Jungfer Mine und rüſtete den Nachtiſch auf die Kryſtalltellerchen. Dann fielen von den blauen, getrockneten Malagatrauben immer einzelne Beeren neben den Teller und von den hochaufgeſchichteten Schalenmandeln rollten immer wieder einige herunter, und die einen wie die andern verſchwanden ſchnell in Cornellis Taſchen. Einen ſolchen kleinen Vorrat mit fortzutragen und im geeigneten Augenblick herauszuholen, war für Cornelli immer eine ſehr angenehme Ausſicht. Jungfer Mine ließ auch ganz abſichtlich Mandeln und Beeren in reichem Maße von den Tellern gleiten; ſie wollte nicht weniger gern aufgeſucht werden, als die Eſter es war, und ſie wußte wohl, warum Cornelli ſo gern nach der Küche lief.

Heute ſchoß die Eſter mit Schüſſeln und Pfannen in ihrer Küche herum, daß alles klapperte. „Fort! Fort! Heut' iſt's nichts“, rief ſie Cornelli zu, die eben eintrat, um

nachzuſehen, was etwa gebacken werde. „Die Damen aus der Stadt müſſen nicht meinen, daß ſie unſereinem etwa zeigen müſſen, wie man ein gutes Mittageſſen kocht; das ſollen ſie ſchon erfahren. Mach Platz, Cornelli, mach Platz; hier muß ich das Gemüſe rüſten.“

Cornelli rannte nach der Vorratskammer hinüber.

Jungfer Mine errichtete eben einen kunſtvollen Aufbau von Brezeln und Mandelringen. „Stürz nur nicht ſo herein, ſonſt fällt ja alles zuſammen“, rief ſie dem Kinde entgegen. „Komm nicht ſo nah an den Tiſch heran; ſieh, dort iſt ſchon ein Teller aufgerüſtet. Es muß nichts daran fehlen; ich will nicht, daß die Damen ſagen, man ſehe wohl, daß keine Frau im Hauſe ſei, hier könne man nicht einmal einen Tiſch aufrüſten.“

„Wenn es heute ſo ſchäbig in dieſem Hauſe zugeht, ſo will ich nichts davon“, ſagte Cornelli, machte kehrt und ſchritt mit Entrüſtung der Thür zu.

Eben wurde draußen das Herannahen eines Wagens hörbar. Cornelli ſchritt über den freien Platz vor dem Hauſe bis an den Weg hin und ſchaute hinaus. Richtig, da kam der erwartete Wagen angefahren; zwei Damen ſaßen darin. Das Kind rannte zurück. „Mathis, Mathis!“ rief ſie nach dem Gebäude hinüber, das in kleiner Entfernung vom Hauſe hinter den Bäumen lag. Dort war die Scheune und die großen Stallungen. „Kommt herüber, der Wagen iſt gleich da.“

Mathis, der die Pferde beſorgte und den jungen Knecht Hans und alle Arbeiten in Stall und Garten zu beauf-

ſichtigen hatte, war Cornellis beſonderer Freund, den ſie ſchon zu aller Zeit gekannt hatte, denn er war im Hauſe geweſen lange bevor ſie kam; er hatte ſchon im Dienſte ihres Großvaters geſtanden.

Mathis kam unter die Stallthüre, er winkte geheimnisvoll: „Komm hierher, Cornelli, komm ſchnell, recht ſchnell; wir kommen doch noch zum Wagen.“

Cornelli rannte hinüber. In der Ecke des Stalles, ſchön auf Heu gebettet, lag ein kleines, ſchneeweißes Zicklein, wie das niedlichſte Spielzeug anzuſehen, aber es war wirklich lebendig.

„O! Woher haſt du's, Mathis? O, wie niedlich es iſt! Das weiße Pelzchen iſt ganz wie von Seide! Kann es ſchon allein gehen? Kann es aufſtehen, wenn es will? O ſieh, wie freundlich es ſein Köpfchen an mich legt!“

„Komm nun, komm, der Wagen fährt an, du kannſt es ja alle Tage beſuchen“, mahnte Mathis. „Komm ſchnell! Es iſt erſt heut' auf die Welt gekommen, denk!“

Es war wirklich ſo; der Wagen war in den Hof eingefahren. Mathis war punktum zur Stelle als die Pferde anhielten. Der Direktor war in derſelben Minute auf dem Hof erſchienen. Er verlor keine Zeit, aber Unhöflichkeit war auch nicht ſeine Sache. So hatte er eine Wache ausgeſtellt, die mußte ihn in dem Augenblick rufen, da der Wagen ſich dem Hauſe näherte. Der Direktor hob ſeine Couſine aus dem Wagen und begrüßte ſie herzlich. Dann half er Fräulein Gridelen hinunterſteigen und ſprach ihr ſeinen warmen Dank aus, daß ſie ſo freundlich ſein wolle,

ſeiner Couſine in die Einſamkeit zu folgen. Für ihn ſei es eine wahre Wohlthat, denn ſeine opferwillige Couſine zu lange allein zu laſſen, hätte ihn beunruhigen müſſen, und doch könnten ihn dringende Geſchäfte länger vonhauſe fern halten, als er vorausſehe.

„Wo haſt du deine Tochter, Friedrich“, fragte die Couſine jetzt.

Der Direktor ſchaute ſich um. „Ich ſah ſie eben irgendwo da herum; wo biſt du denn, Cornelli?“ rief er gegen das Haus hin.

„Da bin ich“, ertönte es aus ſeiner nächſten Nähe.

Cornelli hatte ſich hinter dem Vater aufgeſtellt, um ungeſehen von da aus die Angekommenen betrachten zu können.

„Komm doch hervor und begrüße deine Couſine und Fräulein Gridеelen“, befahl der Vater.

Cornelli reichte ihre Hand erſt der Verwandten, dann dem andern Fräulein.

„Guten Tag“, ſagte ſie beide Male.

„Mich kannſt du Couſine nennen; dieſe Dame heißt Fräulein Gridеelen“, ſagte die Couſine erwartend, daß das Kind den Gruß gleich noch einmal mit der richtigen Anrede wiederholen werde. Es ſagte nichts mehr.

Der Direktor hatte ſich nach dem Wagen umgewandt; er gab dem Mathis Anordnungen für die Pferde. Man trat nun ins Haus ein und bald darauf ſaß die Geſellſchaft an dem reichbeladenen Mittagstiſch und Jungfer Mine erntete allerlei Lobſprüche über die wohldurchdachte

Tafelordnung. Im Nachmittag führte der Direktor die Damen in ſeinem Gut herum; die Couſine wünſchte ſo recht alles kennen zu lernen, was ſie nun zu überwachen hatte.

„Welcher Obſtreichtum!“ rief Fräulein Gribeelen einmal ums andere aus, „welche Fülle von Kirſchbäumen! Und dieſe ungeheuren Apfelbäume! Und jene Reihen von Birnbäumen! Wirklich, Herr Direktor, Sie müſſen ganze Kammern mit Früchten füllen können im Herbſt! Wo Sie nur Platz für alle haben?“

„Ja, das weiß ich ſelbſt nicht, das beſorgen die Leute; ich habe keine Zeit.“

„Es iſt wirklich ſchade, Friedrich, daß du nicht ein halbes Dutzend Kinder haſt; die würden dir ſchon die Sache beſorgen helfen“, fiel die Couſine ein. „Wo iſt übrigens das eine, das du haſt, ſchon wieder hingekommen? Es ſcheint nicht ſehr geſellſchaftlich zu ſein.“

„Wo Cornelli iſt, weiß ich nicht“, ſagte der Direktor; „um dieſe Zeit bin ich gewöhnlich an meiner Arbeit drüben. Jungfer Mine muß wiſſen, was das Kind thun ſoll; vielleicht iſt ſein Lehrer da. Geſellſchaftlich konnte das Kind nicht wohl werden, da es immer allein war. Ich bin ja gerade um ſeinetwillen ſo glücklich und den Damen ſo dankbar, daß ſie gekommen ſind; ſo iſt das Kind doch endlich in einer Umgebung, wie ich ſie längſt für Cornelli gewünſcht hätte. Was konnte ich machen? Zweimal hatte ich Erzieherinnen ins Haus genommen, um dem Kinde den geeigneten Umgang und Unterricht zukommen zu laſſen.

Die erſte iſt mir fortgelaufen, weil ſie es in dem einſamen Hauſe nicht aushalten konnte, und die zweite wollte alles aus dem Hauſe haben, was vor ihr dageweſen war. Eſter ſollte Platz machen, Mathis ſollte fort, und wie ich keine Miene machte, die beiden zu entlaſſen, ſtellte ſie mich vor die Wahl, entweder ſie oder die alten Hausratten, jemand müſſe aus dem Hauſe. Ich ſagte: ‚lieber Sie, denn wenn die beiden fort wären, ſo wäre ich die älteſte der Hausratten, dann käme es wohl an mich, Platz zu machen‘. Dann reiſte ſie ab. Nun hatte ich keinen Mut mehr zu dieſer Art von Hausgenoſſen, obſchon die Zeit da iſt, da es wohl für Cornelli nötiger als je wäre, eine Frau von Bildung und guter Erziehung um ſich zu haben. Du weißt dann vielleicht einen guten Rat, Couſine, wenn du erſt das Kind recht kennen gelernt haſt.“

„Ich möchte wiſſen, wem dein Kind gleich ſieht“, ſagte Fräulein Dorner; „es hat keinen Zug von dir und keinen von deiner ſeligen Frau.“

„Findeſt du das?“ fragte der Direktor ſchnell, „findeſt du das wirklich? Mir braucht das Kind nicht zu gleichen, aber ich hatte immer gehofft, es habe einen Zug von der Mutter, der dann ſpäter immer mehr hervortreten und mir ihr Bild vor die Augen bringen würde. Findeſt du nicht, das Kind habe die Augen der Cornelia? Und ihre ſchönen braunen Haare könnten vielleicht doch ſpäter aus den jetzigen Fetzen auf des Kindes Kopf herauswachſen; ſie ſind ſo dicht und haben die Farbe von Corneliens Haaren.“

Der Direktor ſchaute ſeine Couſine faſt bittend an; es mußte ihm viel daran liegen, daß ſie dieſelbe Anſchauung ausſpreche.

Sie zuckte die Achſeln: „Für einmal kann ich in der kleinen, ſtruppigen Wilden gar keine Ähnlichkeit entdecken mit der hübſchen, immer in Ordnung und fleckenloſer Sauberkeit glänzenden Cornelia, mit den freudeſtrahlenden Augen, die unter den braunen Haarwellen einen ſo freundlich anlachten. Ich muß dir offen ſagen, Friedrich, ſehr einnehmend tritt dein Kind nicht auf; es ſieht aus, wie ein böſes, wildes Kätzchen, das einen Buckel macht und die Haare ſträubt, ſo als wollte es einem ins Geſicht ſpringen."

„Nein, nein, das thut es nun doch nicht", ſagte der Direktor, „das Kind iſt nicht bösartig; ich glaube es wenigſtens nicht. Aber du haſt ja wohl recht", fuhr er ſeufzend fort, „es ſieht ſeiner Mutter nicht ähnlich; vielleicht iſt die Erziehung, das heißt die Nichterziehung auch viel ſchuld daran. Ich bin dir ja darum ſo dankbar, wie auch Fräulein Gribeelen, daß die Damen gekommen ſind und dableiben wollen für einmal. Gewiß wird unter Ihrem Einfluß und Ihrer Aufſicht das Kind ſich ganz ändern und viel gewinnen; ich glaube nicht, daß es unbildſam iſt. Mit wie leichtem Herzen kann ich nun reiſen, da ich Kind und Haus und Dienerſchaft und alles in deine Hände geben kann, Couſine! Du glaubſt nicht, wie verzweifelt meine Lage oft iſt, wenn ich durchaus reiſen ſollte und unmöglich weg kann, weil ich keinen Menſchen habe,

dem ich alles überlaſſen kann, der nicht nur den guten Willen, wie die Dienſtboten, ſondern auch die Einſicht und vor allem die Autorität hat, das Haus zu regieren, wie es ſein muß. Ich kann dir nicht genug danken, daß du mir die Reiſe leicht machſt."

Als die Geſellſchaft von ihrem Gang zurückgekehrt war, trennte man ſich. Die Damen gingen, ſich in ihren Zimmern einzurichten, der Direktor hatte noch vollauf zu thun, um für ſeine Reiſe fertig zu werden. Zum Abendtiſch wollte man ſich wieder zuſammenfinden. So geſchah es. Die Damen hatten ſich geſetzt; der Direktor erſchien pünktlich zur Zeit; das Eſſen wurde aufgetragen.

„Wo iſt denn deine Tochter?" fragte Fräulein Dorner, „kommt ſie nicht zum Eſſen?"

„Doch, doch, wiſſen Sie, wo ſie iſt, Jungfer Mine?" fragte der Vater ſeinerſeits.

Eben ging die Thür auf und Cornelli kam mit glühenden Wangen herein gelaufen. Sie ſetzte ſich ſchnell an ihren Platz.

„Biſt du durch eine Hecke gekrochen?" fragte die Couſine.

„Nein, ich war im Hühnerſtall", antwortete Cornelli.

„Ja, das reicht auch hin, um nachher auszuſehen, wie du ausſiehſt. Geh lieber erſt nach deinem Zimmer und laß dir von Jungfer Mine die Haare zurechtmachen und dir Seife geben für wo ſie nötig iſt."

Cornelli ſchaute nach dem Vater; das war eine Neuerung, die er wohl erſt beſtätigen mußte.

„Schnell, ſchnell, Cornelli, was beſinnſt du dich“, ſagte er mahnend. „Du haſt der Couſine aufs Wort zu folgen; ſie ſteht da ganz an meinem Platz. Das werden ja alle Hausbewohner verſtehen“, fügte er mit einem Blick auf Jungfer Mine bei.

Dieſe wollte Cornelli ſchnell folgen, aber das Kind rief zurück: „Ich kann es ſelbſt“, und lief hinaus.

Als ſie zurück kam, ſahen Geſicht und Hände ſehr ſauber gewaſchen aus; die Haare waren aber ſo eigentümlich durcheinander gekämmt, daß man nicht wußte, was auf die eine oder die andere Seite, was nach vorn oder nach hinten gehörte. Die Couſine lachte.

„Dein Kopf ſieht aus, wie ein verwehtes Heufeld“, ſagte ſie. „Jungfer Mine muß dir morgen das Haar richtig ſcheiteln.“

Cornelli zog ihre Stirn zuſammen, daß die Augen ſich ganz nahe kamen; ſie ſchaute nicht mehr von ihrem Teller auf.

Am anderen Tag in der Frühe reiſte der Direktor fort. Das Dorf Illerbach, wo Kirche und Schule ſtanden, war zu weit von der Eiſengießerei entfernt, als daß Cornelli täglich dorthin zur Schule hätte wandern können; auch hielt der Direktor es für beſſer, ſie daheim unterrichten zu laſſen. So hatte er einen Lehrer angeſtellt, der je am Morgen herkam, um Cornelli in allen nötigen Fächern zu unterrichten; am Nachmittag war ſie frei. Die Aufgaben, die gemacht werden mußten für den folgenden Tag, nahmen wenig Zeit weg. So hatte Cornelli bis dahin ein ſehr

freies Leben geführt und zu ihren täglichen Beſuchen bei der alten Freundin Marthe und zu ihren eingehenden Geſprächen mit ihr auch immer ſo viel Zeit gehabt, als dieſe nur erforderten. Auch für lange Streifzüge durch den Buchenwald und den ganzen Berg entlang war Zeit genug da; Cornelli hatte ſie nicht zu ſparen. Zu lange wurde ſie aber dem Kinde nie, denn da waren ſo viele tauſend ſchöne Dinge in Feld und Wald aufzuſuchen, daß es niemals damit fertig wurde, wenn nur immer die Sonne ſcheinen wollte. Wollte ſie nicht, und war durch den Regen oder Schnee kein Umherſtreifen möglich, dann war das gemütliche Stübchen der Marthe jederzeit ein herrlicher Aufenthalt und ihre Geſpräche und Erzählungen waren für Cornelli eine unverſiegliche Quelle des Genuſſes und der Kurzweil. Eben hatte der Lehrer das Haus verlaſſen. Die heutige Abreiſe des Vaters hatte ſo viel Stoff zu Sätzen gegeben, die Cornelli in der Unterrichtsſtunde der deutſchen Sprache zu liefern hatte, und alle Antworten kamen heute ſo fix auf alle Fragen, daß der Lehrer mit dem Schlag der Uhr die Stunden für beendigt erklärte und Cornelli noch einen beſonderen Lobſpruch für die guten Leiſtungen des heutigen Tages erteilte. Dann verabſchiedete er ſich und Cornelli ſchlug kräftig in ſeine dargebotene Hand, denn ihr Lehrer und ſie waren die beſten Freunde.

Immer verliefen dieſe Unterrichtsſtunden zur größten Zufriedenheit beider Parteien; der Lehrer kannte ſeine Schülerin ſo gut. War ſie einmal recht friſch und lebendig, dann arbeitete er tüchtig darauf los mit ihr und brachte

in kurzer Zeit ſo viel zuſtande, daß die Stunden den dreifachen Gewinn des Erwarteten hervorgebracht hatten. Dann entließ er ſeine Schülerin punkt mit dem Schlag; ſeine Freude an der Sache mußte auch die ihrige bleiben; ein Gefühl des Ermüdens ſollte ſie nicht verderben. War aber Cornelli zerſtreut und unluſtig zur Arbeit, ſo ging der Lehrer ganz langſam und ſo bedächtig mit ihr voran, als wäre ſie ein wenig ſchwachſinnig, und dieſe ſchleppende Thätigkeit wurde dann vom Lehrer ausdauernd fortgeſetzt, bis der Zeiger der Uhr eine Viertelſtunde, eine halbe Stunde, ja drei Viertelſtunden zu viel aufwies. Da war ja nicht einmal eine gute Viertelſtunde mehr übrig, um noch vor dem Mittageſſen nach dem Garten, nach dem Stall, nach dem Hühnerhof hin zu rennen, was Cornelli doch vorgehabt hatte. Endlich mußte der Lehrer freilich aufbrechen und beim Abſchied ſagte er dann mit der größten Freundlichkeit: „Ich mußte heute ſo lange bleiben, weil wir nicht die Hälfte von dem fertig brachten, was wir hätten fertig bringen können; du warſt ein wenig langſam im Erfaſſen heut', Cornelli. Morgen wird es ſchon beſſer gehen; ſonſt kann der Unterricht auch noch länger dauern."

Am nächſten Tage ging es ſicher ganz anders, denn etwas ſo furchtbar Langweiliges noch einmal durchzumachen und noch länger, das hatte Cornelli nicht im Sinn. Es währte denn auch immer eine gute Zeit lang bis wieder ein Tag der großen Zerſtreuung kam. Heute hatte Cornelli einen beſonderen Beweggrund, recht tüchtig und raſch zu arbeiten, um zur Zeit frei zu werden. Sie hatte ja das

Zicklein noch nicht ſehen können ſeit geſtern. Jetzt ſtürzte ſie nach dem Stall hinüber; ſie hatte eine ganze Stunde bis zur Zeit des Mittageſſens, das um 1 Uhr ſtattfand. Mathis hatte das heranrennende Kind ſchon erblickt. „Komm, komm, Cornelli, eben hüpft es heraus“, rief er ihr entgegen.

Cornelli ſtürzte heran und in den Stall hinein. Richtig, da hüpfte das ſchneeweiße Zicklein ſo luſtig zu ſeiner Mutter hin und wieder auf ſein Heu zurück und war ſo zierlich in ſeinen Sprüngen, daß Cornelli in ein ganzes Entzücken geriet. „Du niedliches Tierlein du“, rief ſie, ſein ſchneeweißes Fell ſtreichelnd; „nun hol' ich dir ein rotes Halsband und dann will ich dich ſpazieren führen.“ Dann lief ſie ins Haus zurück, kramte in ihren Sachen herum und kehrte mit einem hochroten Band zurück. Das wurde nun um den Hals des Zickleins gebunden, und etwas Hübſcheres hatte Cornelli noch gar nie geſehen, als das feine Tierchen war in ſeinem ſchneeweißen Röcklein mit der purpurroten Schleife um den Hals, wie es nun ſeine leichten Sprünge fortſetzte und dann auf einmal ſich in ſein Heu duckte und mit ganz zufriedenen Blicken Cornelli anguckte. „Kann man es herausnehmen, Mathis, kann man mit ihm ſpazieren gehen? Kann man es an einen kleinen Wagen ſpannen und ausfahren?“ fragte Cornelli, ſchon ſo viele Pläne ausſpinnend, daß immer einer den anderen überholen wollte.

„Warten, warten, erſt wachſen laſſen, das iſt die Hauptſache“, ſagte Mathis bedächtig. „Siehſt du, jetzt iſt das

Tierlein noch wie ein kleines Kind, das eben das Gehen erlernt hat; das muß noch bei der Mutter bleiben und kann nur kleine Sprünge um ſie herum machen. Wenn es größer iſt, kommt das Spazieren, und wenn es ſtark und kräftig geworden iſt, dann ſpannen wir's an, und dann fährſt du aus, zwei Zügel in der einen Hand und eine große Rute in der anderen."

Cornelli jauchzte auf und ſtreichelte das Zicklein mit erneuter Zärtlichkeit, im Vorgefühl der herrlichen Fahrten, die ſie zuſammen ausführen würden, wenn die Zeit da war.

„Haſt du die Glocke gehört in der Gießerei? Es wird Zeit zum Mittageſſen ſein; du wirſt ein wenig aufpaſſen müſſen, nun fremde Herrſchaften da ſind", ſagte der alte Mathis vorſichtig; „du kannſt ja am Nachmittag wieder herüberkommen."

Cornelli hatte, vor lauter Freude an ihrem ſchmucken Zicklein, nichts gehört; ſie ging aber nun gleich; ſie hatte ſelbſt das Gefühl, nun müſſe ſie zur Zeit zu Tiſche erſcheinen, denn die Damen vertieften ſich in keine Zeitungen, wie der Papa, das hatte Cornelli ſchon bemerkt. Sie lief dem Hauſe zu. Beim Brunnen im Hof fiel ihr ein, daß ſie noch die Hände waſchen müſſe. Sie hielt alle beide unter die Röhre und rieb ſie kräftig. Auch das Geſicht wurde gleich noch ein wenig eingetaucht und gerieben. Da war nun kein Tuch zum abtrocknen vorhanden, als das Taſchentuch; das war ein wenig klein.

„Mach, mach, komm herein, die Damen ſitzen ſchon bei

Tiſche“, ertönte die mahnende Stimme der Eſter vom Küchenfenſter her.

Cornelli lief hinein. Wirklich ſaßen die Damen ſchon am Tiſch; der gefüllte Suppenteller erwartete Cornelli an ihrem Platz.

„Du ſollſt zur Zeit zu Tiſche kommen; du kannſt die laute Glocke drüben wohl hören“, ſagte die Couſine. „Aber wie ſiehſt du denn aus? Halbnaſſe Arme, völlig naſſe Schürze, naſſe Füße — biſt du im Waſſer geweſen? Was haſt du nur gemacht?“

„Ich habe die Hände gewaſchen unter der Brunnenröhre und dann hat es geſpritzt“, ſagte Cornelli.

„Sehr begreiflich“, bemerkte Fräulein Dorner, „aber es giebt ja auch Einrichtungen im Zimmer, die Hände zu waſchen, dann beſpritzt man ſich nicht damit. Geh, zieh dir eine andere Schürze an; zu Tiſch ſollſt du ordentlich erſcheinen.“

Cornelli ging.

„Es iſt doch etwas Gutes an dem Kinde, daß es folgen kann“, ſagte Fräulein Grindeelen; „es kommt immer ganz friſch gewaſchen zu Tiſche, ſeit du ihm den Befehl erteilt haſt.“

„Das iſt richtig“, entgegnete Fräulein Dorner, „aber es hat unglaubliche Gewohnheiten und Manieren; wie ſoll man die ausrotten und das Kind zur Ordnung bringen? Sie müſſen wirklich des Morgens etwas mithelfen und vor allem die Haare des Kindes glatt kämmen und ſcheiteln, wie ich geſtern ſagte, Jungfer Mine.“

„Das habe ich wirklich gethan, Fräulein, und thue es jeden Morgen", entgegnete dieſe etwas verletzt, „aber die Haare ſind zu ſtruppig, um ſie zu flechten; Cornelli braucht nur einen Sprung zu thun, ſo iſt wieder alles durcheinander auf dem Kopf, und ſie thut alle Augenblicke einen."

Cornelli war wiedergekommen; ſie brachte endlich ihre Suppe zu Ende. Ihr Platz war neben der Couſine; Fräulein Gribeelen ſaß ihr gegenüber.

„Was klebt dir denn hier am Kleid?" fragte die Couſine, mit einiger Scheu den Saum des Röckchens betrachtend, an dem entſchieden etwas hängen geblieben war. „Kann das Heu oder Stroh ſein? Sauber ſieht es nicht aus. Du wirſt doch nicht etwa aus dem Stall kommen?"

„Doch, freilich", gab Cornelli zurück.

„Wie greulich! Wahrhaftig, ich rieche es. Das geht denn doch zu weit!" rief die Couſine aus. „Das würde dir dein Papa gewiß nicht erlauben, wenn er es wüßte."

„Doch, freilich; er geht auch ſelbſt", erwiderte Cornelli.

„Antworte nicht impertinent. Mit dem Papa iſt es etwas ganz anderes", bedeutete die Couſine. „Aber eines will ich dir ſagen; daran ſollſt du denken: Wenn es dir denn erlaubt iſt, in den Stall zu gehen und du daran einen Genuß findeſt, ſo thue es; aber kommſt du nachher zu Tiſch, ſo gehſt du erſt in dein Zimmer, waſcheſt dich gründlich und ziehſt ein anderes Kleid an. Das vergiſſeſt du nicht, verſtehſt du!"

„Ja", erwiderte Cornelli.

„Es iſt ſonderbar, was die Kinder auf dem Lande für

Vergnügungen haben", meinte Fräulein Gridelen. „Haſt du keine Bücher, Cornelli, lieſeſt du denn nicht viel lieber, als daß du ſo herumſchweifſt, ſogar nach dem Stall?"

„Nein, das thue ich nicht lieber. Bücher habe ich ſchon", antwortete das Kind.

„Was wirſt du denn nun nach Tiſche thun? da haſt du ja keinen Unterricht mehr", fragte die Couſine.

„Dann geh' ich zur Marthe", war die Antwort.

„Wer iſt die Marthe?" wollte die Couſine wiſſen.

„Eine Frau", ſagte Cornelli.

„Das kann ich mir denken", bemerkte Fräulein Dorner. „Aber was für eine Frau?"

„Eine gute", antwortete Cornelli ſchnell.

„Iſt das eine Antwort!" Die Couſine wandte ſich an Jungfer Mine: „Was iſt mit der Frau? Kann man das Kind zu ihr gehen laſſen? Iſt ſie bekannt im Hauſe?"

„Ja, das iſt ſie ſchon lang; ſie kam ſchon hier ins Haus bevor ich da war", berichtete Mine. „Sie hat die ſelige Frau hier gepflegt in ihrer letzten Krankheit. Es iſt eine brave Frau und ſieht immer ſauber und ordentlich aus; der Herr mag ſie gern."

„So, nun weiß man doch, woran man iſt; du mußt wirklich antworten lernen; Cornelli", ſagte die Couſine. „Du biſt wie ein wilder Haſe, alles thuſt du in Sprüngen. Du kannſt alſo zu der Frau gehen, aber vorerſt ſetzeſt du dich hin und machſt deine Aufgaben für den Lehrer; du wirſt wohl ſolche haben für morgen."

Cornelli bejahte dies.

Sobald die Damen das Zimmer verlaſſen hatten, um ſich für die wärmſten Stunden in ihre Schlafſtuben zurückzuziehen, ſetzte Cornelli ſich an ihr Tiſchchen in die Ecke und ſchrieb blitzſchnell eine Seite voll. Dann wurde das Buch ergriffen und ſchnell geleſen, noch einmal und noch einmal, nun wußte ſie's auswendig. Jetzt wurden die Bücher in den Schrank geworfen, Cornelli ſtürzte fort.

„Ja, ja Marthe, du ſollteſt nur wiſſen, wie es bei uns iſt, ſeit der Papa fort iſt", rief Cornelli ſchon auf dem Treppchen der alten Freundin zu, „ich wollte nur, der Papa wäre ſchon wieder da und alles wie vorher!"

„Was iſt's, Cornelli, was macht dich ſo unwirſch. Komm, komm, ſetz dich ein wenig zu mir und erzähl mir's", ſagte Marthe freundlich und ſtellte einen Stuhl zu dem ihrigen an den Tiſch hin, auf dem ihre Flickſtücke lagen; ganz ſäuberlich geordnet lagen ſie, jedes nach ſeiner Beſchaffenheit, wie ſie zuſammengehörten.

„Ja, du kannſt nicht begreifen, wie es iſt, Marthe", fuhr Cornelli in ungedämpfter Aufregung fort; „bei dir iſt es immer gleich und kein Menſch kommt und befiehlt, daß alles anders ſein muß. Jetzt ſoll man nicht mehr herein kommen ohne ſich zu waſchen und nie aus dem Stall kommen ohne einen andern Rock anzuziehen, und nicht die Hände waſchen am Brunnen, weil es ſpritzt und, oh, und ſo viel Neues muß ſein und alles anders als vorher."

„Ja, ſiehſt du, Cornelli, das iſt nun nichts Schlimmes, daß nicht mehr alles ſo ſein ſoll, wie vorher", ſagte

Marthe bedächtig. „Ich denke, die Dame, die mit dir verwandt iſt, wird es nun ſo mit dir haben wollen, wie es gewiß auch deine Mutter mit dir gemacht hätte, wenn ſie dageblieben wäre, und das iſt nur etwas Gutes für dich. Siehſt du, die Jungfer Mine und die Eſter meinen es ſehr gut mit dir, aber deine Verwandte weiß doch viel beſſer, was mit dir ſein muß, daß du ſo wirſt, wie es deine ſelige Mutter mit dir im Sinn hatte. Denk, wie wird dein Vater ſich freuen, wenn du ihr dann ähnlich wirſt und er immer an ſie erinnert wird, wenn er dich ſieht! Du weißt es ja, welche Freude das für ihn ſein wird!“

Cornelli wußte wirklich, daß ihr Vater ſich darüber freuen würde; er hatte ſchon manche Bemerkung darüber gemacht, die ſie wohl verſtand. Noch ganz kürzlich hatte er ja geſagt, die Couſine finde, ſein Kind habe keine Ähnlichkeit mit der Mutter und Cornelli hatte den traurigen Ausdruck in des Vaters Augen, als er ſo ſagte, wohl bemerkt.

Cornelli ſchüttelte den Kopf: „Das kann ich doch nie werden“, warf ſie hin, „und du haſt ſelbſt geſagt, daß die Mutter war, wie ſonſt kein Menſch. Das haſt du geſagt, Marthe, dann kann man doch nie ſo werden.“

„Ja, ja, das habe ich wohl geſagt“, beſtätigte die Alte, „aber, ſiehſt du, Cornelli, ich will dir etwas erklären: Wenn du auch nie punktum werden kannſt, wie deine Mutter war, ſo könnteſt du doch am allereheſten ihr ähnlich werden, viel eher, als ſonſt irgendjemand; denn du biſt ihr Kind und ein Kind hat immer etwas von der Mutter.

Du kannſt auch manchmal einen anblicken gerade ſo, wie ſie that, mit denſelben braunen Augen; aber nicht, wenn du die Stirn ſo zuſammenziehſt, wie heute. Du mußt nur recht aufmerken, wie die zwei Damen alles thun und wie ſie reden und wie ſie ſo in allem ſich benehmen. Sie ſind von derſelben Art und Stand wie deine Mutter war, darum habe ich eine ſo große Freude für dich, weil du ihnen nun ſo ihr Weſen ablauſchen und es annehmen kannſt, daß du deiner Mutter auch im Thun und Weſen ähnlich werden kannſt."

„Ja, ich will ja wohl thun, was du meinſt", verſetzte Cornelli willig, „aber eine ſo furchtbare Freude habe ich doch nicht, daß ſie da ſind und alles anders ſein muß. O, nun fällt mir noch etwas Neues ein; ich muß auf der Stelle fort. Denk nur, Marthe, ſonſt ging ich doch immer um dieſe Zeit und holte mir Äpfel und Kirſchen und was es gab und lief im Garten herum, ſie zu eſſen; da ſchmeckten ſie am beſten. Aber nun muß man immer punkt fünf Uhr wieder an den Tiſch ſitzen und muß ganz heißen Kaffee und Milch trinken, denn Fräulein Dorner hat geſagt, auf dem Lande ſeien die Nachmittage unerträglich lang, man müſſe eine Unterbrechung machen, weil das Nachteſſen dann erſt um acht Uhr kommt. Wenn ich nur an meinen Nachmittag anſetzen könnte, was an dem ihrigen zu lang iſt; ich kann immer lange nicht alles fertig machen, was ich im Sinn hatte. Leb wohl, Marthe!"

Jetzt rannte Cornelli davon.

4. Kapitel.

Es kommt, was keiner gewollt hatte.

Die bewährte Küchenherrin Eſter ſtand im Gemüſegarten und pflückte die in reichlichen Büſcheln niederhängenden grünen Erbſen, die in den warmen Tagen dieſes ſonnigen Junimonats ſchnell gereift hatten.

„Komm herunter, Cornelli“, rief ſie nach dem Garten hinauf, „komm, ſieh, wie viele Erbſen es giebt. Warum ſchleichſt du denn herum und kommſt nicht gelaufen wie ſonſt?“

„Ich darf ja nicht mehr thun wie ſonſt“, entgegnete Cornelli herankommend. „Jetzt fängt die Mine auch noch an und ſagt, ich dürfe keinen Sprung mehr thun, ſonſt kommen meine Haare durcheinander. Ich wollte nur, ich hätte kein einziges Haar mehr auf dem Kopf, ſo dürfte ich doch noch laufen und ſpringen.„

„Nein, nein, da ſäheſt du ganz wunderbar aus, ſtell' dir's einmal vor. Aber du brauchſt nicht traurig zu werden, um ſo etwas willen“, tröſtete die Eſter. „Spring du nur weiter, das Haar wird wohl wieder in Ordnung

kommen. Warum kommſt du auch nicht mehr in die Küche, zu probieren ob alles gut wird?"

„Ich darf nicht, Fräulein Dorner hat's verboten; ſie ſagt, es ſei eine ſchlechte Manier", berichtete Cornelli.

„So, ſo, man kann auch Schlechteres thun, aber folgen mußt du nun ſchon; folgen muß man", bekräftigte die Eſter. „Gehſt du auch nicht mehr zur Jungfer Mine, wenn ſie den Nachtiſch rüſtet?"

Cornelli ſchüttelte den Kopf.

Jungfer Mine hatte ſehr ſchnell begriffen, daß eine neue Ordnung im Hauſe angebrochen habe und hatte ſich gleich danach gerichtet. Wo ſie dachte, die Damen ſeien nicht einverſtanden mit einer alten Gewohnheit im Haus, da ließ ſie eine ſolche auch ſchnell fallen und Cornelli verſtand auch gleich ihre ablehnende Haltung in ſolchen Fällen.

„Es iſt mir ganz gleich, wenn ich ſchon nicht in die Vorratskammer gehen ſoll, ganz gleich", ſagte jetzt Cornelli ausbrechend. „Sie kann auch alles ſelber eſſen, was herunterrollt; es iſt mir ganz gleich, ich will gar nichts, wenn ich nur in den Stall zu dem jungen Geißlein kann, das iſt das netteſte Tierchen auf der ganzen Welt. Haſt du es geſehen, Eſter?"

„Ja gewiß, warum nicht", gab dieſe zurück. „Der Mathis hat mich extra in den Stall hinaus geholt, ſobald es da war. Das wirſt du wohl anſehen können, wenn's im eigenen Stall ſteht; da geh du nur hin ſo viel du willſt, das kann dir kein Menſch verwehren."

„Mein Lehrer kommt“, rief Cornelli aus, „nun muß ich gehen.“

„Ja, und ſei du nur fröhlich, ſiehſt du, es giebt noch erfreuliche Dinge. Heute mach' ich Erdbeerſchnitten, da ſollſt du einmal ſehen wie die ſchmecken!“

Eſter ſchnalzte ein wenig mit der Zunge, um den lockenden Geſchmack ihrer Werke anzudeuten.

„Es iſt mir alles gleich, und wenn du gerad' Brennneſſelſchnitten backen willſt; am liebſten wollte ich gar nicht an den Tiſch kommen und nichts mehr haben als Beeren und Kuhmilch im Garten und im Stall.“

Mit dieſen Worten rannte Cornelli dem Hauſe zu; daß ſie zahm thun ſollte, hatte ſie eben wieder vergeſſen.

Die beiden Damen ſaßen auf der Gartenbank in der Jasminlaube, während Cornelli oben im Wohnzimmer ihren Unterricht erhielt.

„Es wäre ſo ſchön hier und mein Vetter hätte ein recht erfreuliches Leben, wenn nur das Kind ein wenig anders wäre“, ſagte Fräulein Dorner; „findeſt du nicht, Betty, daß es innerlich und äußerlich etwas völlig Ungehobeltes hat?“

„Ja, vielleicht fehlt ihm doch ſo die erſte gute Erziehung“, meinte Fräulein Gridelen, „oder die Mutter hatte vielleicht etwas von der Art des Kindes an ſich.“

„Keinen Zug. Etwas Verſchiedeneres als dieſe Mutter und ihr Kind kannſt du dir gar nicht denken“, rief die Freundin Kitti aus. „Cornelia war die Liebenswürdigkeit ſelbſt. Immer fröhlich, immer mit ihren lachenden braunen

Augen jedem entgegenkommend und jeden mit Zuvorkommenheit begrüßend. Ich möchte meinem Vetter ſo gerne gönnen, das Kind hätte nur die leiſeſte Ähnlichkeit mit ſeiner Mutter, er hatte ſie ſo lieb und er ſelbſt iſt ſo nett und gut und wirklich ein vortrefflicher Mann."

„Es iſt ſo ſeltſam, wie ganz verſchieden Kinder von ihren Eltern ſein können", ſagte Fräulein Gribeelen mit Bedauern, „aber etwas müßte doch an dieſem Kinde durch die Erziehung noch ausgerichtet werden können. Da kann noch manches herausgebildet werden, das ſich jetzt noch nicht recht zeigt. Man müßte um ſeines Vaters willen ſich ſchon die Mühe dazu geben."

„Das will ich ja und thue es auch, wie du ſiehſt, Betty, aber bis jetzt ſehe ich wenig guten Erfolg", erwiderte Fräulein Dorner. „Ich hoffe nur, der Tag kommt noch, da ich dem Vater eine erfreuende Nachricht über ſeine Tochter geben kann, nicht ſolche, wie ich jetzt zu ſchreiben habe."

Es war heute ein beſonders heißer Tag. Die Damen zogen ſich nach Tiſch gleich auf ihre Zimmer zurück. Cornelli machte, wie ſie nun immer that, gleich ſo wie ſie vom Tiſche aufgeſtanden war, gehorſam ihre Aufgaben; dann verſchwand ſie. Noch am ſpäten Abend, als die Damen ſich zum Nachteſſen zu Tiſch ſetzten, war es ſo warm, daß Jungfer Mine den Befehl erhielt, die Fenſter alle aufzumachen.

Jetzt trat Cornelli ein.

„Um aller Barmherzigkeit willen, was fällt denn dir

ein!“ rief die Couſine dem Kinde entgegen. „Wir vergehen vor Hitze und du ziehſt ein Kleid an mit Pelzüberzug, in dem du mitten im Winter ohne Mantel eine Schlittenfahrt machen könnteſt! Wer in aller Welt bringt dich dazu, ſo unſinniges Zeug zu machen?“

Wirklich kam Cornelli in einem ſonderbaren Aufzug herein. Ihr Röcklein war von ſo pelzig dickem Stoff, daß man ſehen konnte, es war für die herbſte Winterzeit berechnet und dazu für jemand, der ungern noch allerlei darüber anzog. Dabei hatte das Kind völlig glühende Wangen, und ganze Bächlein rieſelten ihm über das Geſicht vor unerträglicher Hitze.

„Ich habe keinen andern Rock mehr“, ſagte es etwas ſtörriſch.

„Verſtehſt du davon etwas?“ fragte die Couſine, ihre Freundin anblickend.

„Ich glaube wirklich, es iſt das fünfte Kleid, in dem ich das Kind heute ſehe“, entgegnete dieſe. „Am frühen Morgen ſah ich Cornelli in einem dunkeln Kleidchen im Hof umherrennen. Zum Morgenkaffee kam ſie im hellen Röckchen. Am Mittagstiſch hatte ſie ein rotes Kleid und zum Nachmittagskaffee war ſie, wie ich glaube in blau. Dieſe Bekleidung wäre denn die fünfte heut'. Schon zu Mittag mußte ich mich verwundern über den häufigen Wechſel des Anzugs.“

„Ich muß ja allemal einen andern Rock anziehen, wenn ich im Stalle war“, ſagte Cornelli, noch ein wenig ſtörriger als vorher.

„Wer wird denn auch ſolches Zeug machen!“ rief die Couſine aus. „Ich kann es gut begreifen, daß dir ſelbſt aller Spaß dabei vergeht; du machſt ein erſchreckliches Geſicht. Du mußt ja auch faſt verſchmachten. Nimm nur ſchnell dein Abendbrot ein, ſo kannſt du nach deinem Zimmer gehen und dich ausziehen; du wirſt ja ein Morgenröckchen haben. Nun ſollen dieſe Stallbeſuche aber entſchieden aufhören; du ſiehſt ſelbſt, welche Unannehmlichkeit ſie nach ſich ziehen. Wenn du doch das Geſicht nicht ſo zuſammenziehen wollteſt; du ſiehſt geradezu aus, als wollten dir zwei Hörnchen aus der Stirn heraus wachſen, auf jeder Seite eines. Es giebt ja doch noch viele Vergnügungen und beſſere als das Stallleben. Kannſt du brodieren?“

„Nein“, antwortete Cornelli kurz.

„Ja, das ſollten Mädchen in deinem Alter wohl können“, ſagte die Couſine, „aber dich nun ſo von Anfang an zu lehren, ſchon wie man die Nadel zu Hand nehmen muß, dazu ſind wir denn doch nicht hierher gekommen, nicht wahr, Betty?“

„Es iſt ja nicht notwendig, daß Cornelli gerade jetzt brodieren ſoll“, entgegnete die Freundin; „da ſind ja ſo hübſche Bücher, die das Kind leſen kann; wir haben ja eine Menge geſehen, die es uns ſelbſt gezeigt hat. Du lieſeſt doch wohl lieber eine ſchöne Erzählung, als daß du nach dem Stalle läufſt, nicht wahr?“

„Nein, das thu' ich nicht“, gab Cornelli unfreundlich zurück.

„Man muß dieſe Ausſprüche nicht ſo beachten", ſagte Fräulein Dorner; „wenn Cornelli ſich langweilt, wird ſie wohl ihre Bücher zur Hand nehmen. Sie, Jungfer Mine, müſſen eigentlich achtgeben auf Cornelli, damit ſolcher Unfug nicht wieder geſchieht, daß ſie fünf Kleider anzieht an demſelben Tag."

Als das Nachteſſen beendigt war, ſtieg Cornelli nach ihrem Zimmer hinauf.

Jungfer Mine folgte ihr.

„Du brauchſt auch nicht ſo dummes Zeug zu machen", ſagte dieſe verweiſend, ſobald die beiden auf der Treppe waren, wo ihre Worte nicht mehr gehört werden konnten; „man hat ja jetzt ſonſt genug zu thun. Es fehlte mir gerade noch, daß ich den ganzen Tag achtgeben müßte, ob du wieder einen andern Rock anziehſt, bis du ſie alle durch haſt."

„Ich bin nicht ſchuld", entgegnete Cornelli in rauhem Ton; „ſie haben es ja befohlen."

„Sie werden es nicht immer riechen, wenn du im Stall geweſen biſt", zankte Jungfer Mine fort.

„Doch, eben riechen thun ſie's", warf Cornelli zurück, „und wenn ſie es nicht riechen würden, ſo müßte ich es doch thun; ſie haben es befohlen für jedesmal, wenn ich im Stall geweſen bin."

„Jetzt iſt aber befohlen, daß du nicht mehr in den Stall gehſt, ſo wird das Rockwechſeln wohl aufhören", brummte Jungfer Mine, indem ſie dem Kinde das dicke Winterkleid auszog.

„Das kann man nun noch ausputzen; du giebſt mehr zu thun als ſechſe, die recht erzogen ſind.“

Jungfer Mine hatte noch nie ſo unfreundlich zu Cornelli geſprochen. Bis jetzt hatte ſie alles gethan, um ſich die Gunſt des Kindes zu bewahren; nun ſchien ihr wenig daran gelegen zu ſein. Cornelli blickte ſie erſtaunt an; aber noch etwas ſchaute aus ihren Augen, das auch nie herausgeſchaut hatte. Mine mußte es verſtanden haben.

„Ich habe dir ja nichts gethan“, ſagte ſie ſchnell; „was ich ſage, iſt die Wahrheit.“ Damit verließ ſie das Zimmer.

„Wenn denn alle ſo mit mir thun wollen, ſo will ich auch“, rief Cornelli mit zornigen Blicken aus. Plötzlich ergriff ſie das dicke Röckchen, das ſie eben abgelegt, und warf es zum Fenſter hinaus. Nach einiger Zeit erſchien Jungfer Mine wieder im Zimmer; ſie brachte das Kleid zurück. Cornelli ſaß im Unterröckchen auf dem Fenſterſims und ſchaute grimmig in den Hof hinunter.

„Mach, daß dich der Wind auch noch hinunterbläſt, wie den Rock“, ſagte Jungfer Mine in wenig freundlichem Ton.

„Das iſt mir gleich“, entgegnete Cornelli trotzig, „und den Rock hat er auch nicht weggeblaſen, den habe ich hinuntergeworfen, mit Fleiß.“

„So, ſo machſt du's? Ein andermal holſt du ihn ſelber wieder, das verſprech' ich dir“, ſagte Jungfer Mine und lief erzürnt davon.

Am andern Morgen kam Cornelli nach den Unterrichtsſtunden mit fröhlichem Geplauder an der Hand ihres Lehrers

über den Hof gegangen. Sie hatte die Kümmerniſſe des vorhergehenden Tages während der Lehrſtunden ein wenig vergeſſen. Herr Mälinger war ja ſo freundlich geweſen wie immer; der hatte ſich nicht verändert.

„Haſt du mir noch ein Röslein?“ fragte er freundlich, als ſie an den vollen Roſenbäumen vorbeikamen. Cornelli rannte von einem Bäumchen zum andern, bis ſie ein ſchönes Sträußchen beiſammen hatte, dunkle und helle, rote und weiße Roſen. Die übergab ſie dem Lehrer, ſorgſam warnend, daß er ſich nicht ſteche; dann nahmen die beiden herzlichen Abſchied von einander. Cornelli rannte zurück und in hohen Sprüngen dem Stalle zu. Plötzlich ſtand ſie ſtill; es kam ihr wieder in den Sinn, ſie dürfe ja nicht mehr hinein. Nun konnte ſie ja das junge Geißlein gar nicht mehr ſehen und ſein Wachstum nicht überwachen. Dann wußte ſie auch nicht, wenn der Augenblick gekommen war, da ſie es einſpannen und ausfahren konnte. Vielleicht durfte ſie das auch nicht, aber bis dahin kam vielleicht der Papa wieder heim, dann kam alles wieder anders. Cornelli hüpfte auf; die alte Fröhlichkeit wollte wieder aufkommen. Sie wollte zur Eſter hinein und ein wenig mit ihr beraten und hören, wie ſie über dieſe ganze Sache denke. Als Cornelli in das Haus eintrat, kam ihr eben die Couſine entgegen, aus dem Wohnzimmer herkommend.

„Du kommſt gerade recht“, ſagte ſie, „ich habe dir etwas zu zeigen. Wohin wollteſt du eben jetzt?“

„In die Küche“, antwortete Cornelli.

„In der Küche haſt du gar nichts zu thun; da gehſt

du nicht hin. Ich glaubte, du hätteſt nun begriffen, daß du vor Tiſch hinaufgehen und deine Haare in Ordnung bringen mußt. Das kannſt du demnächſt thun, doch komm zuerſt herein, daß ich dir ſage, was du wiſſen mußt."

Cornelli folgte der Couſine ins Zimmer hinein. Fräulein Gribeelen ſtand am Fenſter; ſie hatte wohl die Rückkehr der Freundin abgewartet. Die Couſine führte Cornelli zum Sofa hin und deutete darauf.

„Du wirſt wiſſen, wer das gethan hat", ſagte ſie, „ſag es nur gleich heraus, das ſteht dir an."

Auf dem dunklen Plüſchüberzug waren deutlich Spuren von ſtaubigen Schuhſohlen zu erkennen. Der Fuß war nirgends deutlich zu ſehen in ſeiner ganzen Form, aber daß jemand da drüber gewandert war, darüber blieb kein Zweifel.

„Das hab' ich nicht gethan," ſagte Cornelli mit blitzenden Augen.

„Wer im ganzen Haus könnte ſo etwas gethan haben, außer dir? Das mußt du dir ſelbſt ſagen, Cornelli! Wer es gethan hat, das iſt außer Frage", ſagte die Couſine. „Es wird einer deiner Scherze ſein, wie der iſt, die Kleider zum Fenſter hinauszuwerfen; davon habe ich auch gehört. Ich wollte dir nur das eine ſagen: das iſt das letztemal, daß du, ein Mädchen von zehn Jahren, ſolche ſchlechte Manieren an den Tag legſt. So lange ich da bin, geſchieht dies nicht mehr. Deinem guten und feinfühlenden Vater könnteſt du ſo etwas auch erſparen."

„Ich habe das nicht gethan, nein, das habe ich nicht gethan, nein, nein!" ſchrie Cornelli auf.

Cornelli S. 74.

„Aber Cornelli, ſo beſinne dich doch; du wirſt ja ganz rot, ſiehſt du, dein Gewiſſen verrät dich“, fiel Fräulein Gribeelen hier ein. „Es wäre ja viel beſſer, du würdeſt demütig ſagen: ‚Ich habe es gethan, aber es iſt mir leid, ich will es nie mehr thun.‘“

„Nein, ich habe es nicht gethan, nein, nein!“ ſchrie Cornelli noch lauter, und ihre Wangen wurden noch glühender vor Zorn und Aufregung.

„Mach keinen ſolchen Spektakel“, befahl die Couſine; „man könnte ja meinen, es geſchehe ein Unglück hier. Es iſt ja nicht der Mühe wert, ſo viele Worte zu verlieren. Du hätteſt deine Sache nicht durch Leugnen verſchlimmern ſollen, dann wäre alles längſt abgethan. Du haſt eine große Unart verübt, die verübſt du nicht wieder; jetzt weißt du's.“

„Nein, ich habe ſie nicht verübt, nein, nein, und ich will nicht ſagen ja, wenn es nicht wahr iſt“, rief Cornelli faſt außer ſich aus.

„Nun geh auf dein Zimmer, Cornelli“, ſagte die Couſine, „und zieh deine Stirn auseinander, bevor du zu Tiſch kommſt. Deine Hörnchen treten völlig heraus, wenn du ſo thuſt. Du kannſt ſelbſt ſehn, wie abſtoßend du ausſiehſt, ſteh nur vor den Spiegel. Wenn du meinſt, es gäbe einen einzigen Menſchen auf der Welt, dem du noch gefallen und angenehm ſein könnteſt mit deinen ſchwarzen Hörnern auf der Stirn, ſo täuſchſt du dich. Geh nur jetzt und komm mit einem anderen Geſicht wieder.“

Cornelli ging.

In ihrem Zimmer angekommen, griff Cornelli mit beiden Händen nach ihrer Stirn. Wahrhaftig, auf jeder Seite der Stirn war ein hervorſtehender Punkt zu greifen, ein feſter Vorſprung. Sollten wirklich Hörner daraus hervorwachſen? Cornelli hatte plötzlich einen furchtbaren Schrecken vor dieſem Gedanken. Nun konnten auch alle Menſchen ſie ſehen, da ſie doch ſchon ſo deutlich zu greifen waren. Cornelli war in einer ungeheueren Aufregung. Schrecken, Schmerz, Zorn, Empörung brannten in ihrem Herzen und loderten immer höher auf. Sie hielt es nicht mehr aus; ſie lief hinaus, weg, zur alten Marthe hinauf.

„Nein, ich habe es nicht gethan, Marthe, das habe ich gar nie gethan“, ſchrie ſie, in die kleine Stube hereinſtürzend, „und wenn ich doch ſage nein, nein, ſo müſſen ſie es glauben, daß ich es nicht gethan habe. Nein, ich habe es nicht gethan, nie nie, ſie ſollen es nur wiſſen; ich habe nichts verleugnet, nein, das habe ich nie gethan; aber ſie wollen es nicht glauben, wenn ich ſchon hundertmal nein ſage, und —.“

„Halt ein wenig ein, Cornelli“, ſagte die alte Marthe freundlich; „ſiehſt du, du kommſt ganz um den Atem. Komm, ſetz dich hier auf dein Stühlchen und erzähl mir's ganz ruhig, was dich ſo aufgebracht hat; du weißt ja wohl, daß ich deinen Worten glaube. Ich kenne dich ja von klein auf und weiß, daß du mir alles ſagſt, wie es iſt.“

Ganz ruhig konnte Cornelli freilich nicht erzählen, aber es beruhigte ſie doch ein wenig, daß ſie es herausſagen konnte, was geſchehen war, und dabei wußte, ihr werde

völlig geglaubt. Sie erzählte nun von der Anklage, die gegen ſie erhoben worden war, und wie man ihr trotz aller Verſicherungen nicht glauben wollte und nun für immer und ewig glaube und behaupte, ſie habe es gethan und dann abgeleugnet. Bei dieſem Gedanken wurde Cornelli aufs neue purpurrot vor Aufregung und wollte gleich noch einmal losbrechen. Aber Marthe legte ſachte wehrend ihre Hand auf des Kindes Schulter.

„Nein, nein, Cornelli, ſei du nur zufrieden", ſagte ſie beſchwichtigend; „ſiehſt du, du haſt den Gewinn davon, daß es ſo iſt und nicht anders. Nun biſt du ungerecht angeklagt und kannſt es nicht beweiſen, aber der liebe Gott weiß, wie es iſt; er hat alles gehört, und nun kannſt du ganz ruhig und fröhlich ſein und kannſt mit einem leichten Gewiſſen zum Himmel aufſchauen und denken, der liebe Gott weiß es; ich muß mich nicht fürchten und brauche nicht traurig zu ſein. Das wäre nun ganz anders, wenn du das Böſe gethan und abgeleugnet hätteſt; da müßteſt du immer in Angſt ſein und denken: Jetzt kommt's an den Tag; und wenn du zum Himmel aufblicken wollteſt, würde es dir angſt und bange, denn du wüßteſt, dort iſt einer, der weiß, was ich gethan habe, vor dem kann ich's nicht verbergen. Und immer und ewig bleibt eine unrichtige Anklage nicht auf uns ſitzen; wenn es noch ſo lange währt, zuletzt kommt's doch noch an den Tag, und jedenfalls in der Ewigkeit haſt du nicht mehr daran zu tragen, wenn doch der liebe Gott jetzt ſchon weiß, wie es iſt."

Cornelli war wirklich ruhig geworden durch dieſe Er-

innerung, daß doch einer ſei, der wußte, wie alles war. So konnte ſie doch alle Augenblicke, wenn ihr das Leid wieder aufſtieg, ſagen: „Du weißt es, lieber Gott, du haſt alles geſehen und gehört.“

„Wenn er es ihnen nur auch ſagen würde, das könnte der liebe Gott ja wohl thun, dann wüßten ſie es gleich“, meinte Cornelli nun doch noch.

„Ja, ſo geht's nicht zu, daß wir noch beſſer wiſſen könnten, was gut wäre, als der liebe Gott es weiß“, ſagte Marthe, ganz ernſthaft den Kopf ſchüttelnd. „Siehſt du, wenn wir ſo regieren könnten, ſo käme immer alles verkehrt. Wir ſehen ja nicht über eine Stunde hinaus und wiſſen keinen Augenblick, was gut für uns wäre, denn im nächſten kommt etwas, das wir nicht kannten. Dann möchten wir um jeden Preis zurücknehmen, was wir geſtern noch mit aller Macht erzwungen hatten, und könnte es nicht mehr, und hätten uns ſelbſt elend gemacht und thäten es immer wieder. Wenn aber der liebe Gott etwas zuläßt, das wir nicht verſtehen, ſo können wir feſt glauben, daraus wird etwas Gutes für uns hervorgehen; wir müſſen nur warten, und wenn es uns ſchwer drücken will, uns immer zum Troſte ſagen: Der liebe Gott weiß ſchon, wozu es gut iſt. Aber wir vergeſſen die Zeit, Cornelli; ich glaube, du mußt eilen, daß du zu Tiſche kommſt, es iſt ſchon faſt zu ſpät.“

Cornellis erſt ſo finſteres Geſicht hatte ſich unter den beſänftigenden Worten der Marthe wieder ganz aufgehellt; jetzt ging plötzlich ein tiefer Schatten darüber.

„Wenn ich nur nie mehr heimgehen müßte, Marthe, gar nie mehr, und nie mehr müßte an den Tiſch ſitzen. Mir wäre es gleich, wenn ich ſchon verhungern müßte, wenn ich nur bei dir bleiben könnte und nie mehr dorthin zurück müßte.“

Cornelli ſchaute gegen ihr Vaterhaus hin und zog die Stirn zuſammen, als ſehe ſie etwas Erſchreckliches.

„Ein ſo ſchönes, liebes Vaterhaus ſo anſchmollen, was denkſt du, Cornelli, was denkſt du; das iſt nicht recht“, ſagte Marthe freundlich mahnend. „Denk, wie viele Kinder haben gar kein Vaterhaus. Wie würden ſie dem lieben Gott danken für eine Heimat, wie du ſie haſt. Geh du nur, Cornelli und freue dich, daß dir's der liebe Gott ſo gut gegeben hat, und laß die Gedanken ganz fahren, die dich ſo vergrämen! Komm dann bald wieder, dann freuen wir uns zuſammen; es giebt immer etwas Erfreuliches.“

Cornelli ging. Wirklich war ihr, ſo lange ſie bei der Marthe war und ihre Worte hörte, ſelbſt vorgekommen, es ſei kein Grund da, ſich zu grämen, aber ſobald ſie in den Garten eintrat und die Fenſter der Stube vor ſich ſah, wo ſie jetzt ſchon zu Tiſche ſitzen mußten, ſtieg ihr alles wieder auf, was ihr das Herz beſchwert hatte; es war ja doch ſo; die Marthe wußte es nur nicht recht; ſie konnte nie mehr fröhlich werden, ſagte ſich Cornelli. Sie konnte nicht hineingehen; eſſen konnte ſie ja doch nicht; es kam ihr vor, als könnte ſie gar nichts mehr ſchlucken, als ſäßen ihr große Steine im Hals, die ſie nicht herunterbrächte. Wenn ſie nur daran ſterben würde, das wäre das Beſte, dachte

Cornelli, dann wäre alles fertig. Sie ſetzte ſich auf den Raſen hinter den dichten Johannisbeerſträuchern, wo man ſie vom Hauſe her nicht bemerken konnte. Unterdeſſen hatte Jungfer Mine ſchon die ſüße Speiſe abgetragen und ſtellte nun die Früchte auf den Tiſch.

„Es ſcheint, Cornelli macht ſich nichts daraus, eine volle Stunde zu ſpät zu Tiſch zu kommen“, ſagte Fräulein Dorner; „man ſtellt nichts warm für ſie; ſie ſoll Zeit und Ordnung kennen lernen, wenn ihr das noch fremd iſt.“

Mine ging hinaus, um ſich nun auch zu Tiſch zu ſetzen. Die Eſter hatte ſchon alles aufgeſtellt; die ſüße Speiſe ſchloß ſie eben in den Schrank ein.

„Die bekommt das Kind, wenn es heimkommt“, ſagte ſie, ſich nun auch an den Tiſch ſetzend; „es wird wohl ſonſt noch allerhand zu ſchlucken bekommen, das keinen beſonders ſüßen Geſchmack hat.“

„Warum kann es auch nicht zur Zeit kommen?“ bemerkte Jungfer Mine ärgerlich, „und die ganze ſüße Speiſe kann es nicht aufeſſen, da können wir recht gut unſeren Teil davon nehmen; es bleibt ihm dann noch mehr als geſund iſt.“

„Ich gebe ſie nicht heraus“, ſagte Eſter, ihre Arme feſt auf den Tiſch ſtützend, zum Zeichen, daß ſie da feſt ſitze und da ſitzen bleibe.

„Das Kind muß wohl etwas haben, das ihm herunterſchlucken hilft, was vielleicht im Hals ſtecken bleiben könnte“, fuhr ſie fort, „es hat jetzt mehr zu ſchlucken, als ſonſt

ſein Leben lang. Was war denn heut' Morgen wieder krumm, daß ein ſolcher Lärm in der Stube losging?"

„Das war nun nicht der Mühe wert, es iſt wahr", entgegnete Jungfer Mine; „es waren ein paar leichte Staubſpuren auf dem Sofa zu ſehen, da haben die Damen gedacht, Cornelli habe darauf geſtanden. Das wollte nun das Kind nicht zugeben und die Damen verſteiften ſich auf die Anklage, bis das Kind lärmte wie eine Unſinnige. Es war doch alles gar nicht der Beachtung wert."

„Ich meine faſt, Jungfer Mine, Sie hätten eine Aufklärung geben können, woher die Tritte kamen", ſagte die Eſter mit ſchlauem Lächeln. „Wenn man die Stockuhr aufziehen muß, die über dem Sofa hängt, ſo geht's ſchneller, einen Sprung auf das Sofa zu thun, als das ſchwere Möbel wegzurücken, und wenn man ſchon in der Frühe die Stiefelchen eingeſchnürt hat", — der Blick der Eſter traf gerade auf die Schnürſtiefelchen, die Jungfer Mine unter dem Tiſch ſchön ausſtreckte, — „ſo kann man dieſe nicht gleich abſtreifen. Nicht wahr, Jungfer Mine?"

„Nun ja, was war denn daran Beſonderes?" entgegnete dieſe ſchnippiſch. „Ein Sprung auf das Sofa wird dieſes nicht gleich ruinieren, und zu putzen habe ich es ſelbſt."

„Ich meine nur, man könnte dann auch ein Wort ſagen, bevor die Herrinnen dem Kind im Hals erſtickt haben, daß es ſie belogen hat, und das Kind vor Zorn über die Ungerechtigkeit zu lärmen anfängt, daß man es

durchs ganze Haus hört und es einem durch Mark und Bein geht."

„Ah bah, so arg war's nicht", warf die Jungfer Mine hin; „das Kind hat auch schon lang, die ganze Sache vergessen. So machen's die Kinder, einen Heidenlärm aufschlagen, und zur Thür hinaus und vergessen; deswegen braucht man sich keine Gedanken zu machen."

„Früher war's anders", sagte die Ester lächelnd, „da konnte Jungfer Mine dem Kinde nicht genug Freundlichkeit bezeigen. Nun wird die Freundlichkeit anderweitig angewandt, nicht mehr für die vom Haus."

„Die vom Haus", wiederholte Mine spöttisch; „es wird nicht mehr lange währen, so wird die Ester ein anderes Lied singen, wenn in ihrer Küche die Hausherrin befiehlt, die heute nicht vom Hause sein soll."

Ester ließ ihren Löffel fallen.

„Potz tausend noch einmal, was Sie da sagen!" rief sie. „Wer hätte an so etwas gedacht! Welche gilt denn? Die Verwandte oder die andere?"

„Ja, so genau kann ich das nicht sagen", erwiderte Mine, „der Herr Direktor wird wohl nicht darüber mit mir gesprochen haben, aber man müßte doch auf den Kopf gefallen sein, wenn man nicht merkte, was geht, und warum die Damen kommen mußten; man will doch auch wissen, was man übernimmt. Daß gleich zwei kamen, ist noch der sicherste Beweis, das ist ja gerade, daß man es nicht merke."

„Der tausend", wiederholte die überraschte Ester, „ist

das eine Entdeckung! Es gilt die Verwandte, Sie können ſicher ſein; ſie regiert ja jetzt ſchon das ganze Haus. Aber das ſage ich zum voraus, Jungfer Mine, aus dem Ton, aus dem ich ſeit zwölf Jahren in dieſem Haus gepfiffen habe, pfeif' ich weiter, da kann nun hier ans Ruder kommen, wer will. Das können Sie glauben."

„Eſter, wir wollen's dann ſehn", ſagte Jungfer Mine überlegen, indem ſie aufſtand, um nachzuſehen, ob die Damen noch etwas bedürfen.

Cornelli erwachte aus einem tiefen Schlaf; ſie wußte erſt gar nicht, wo ſie war. Sie lag auf dem Raſen hinter den Johannisbeerſträuchern. Jetzt erinnerte ſie ſich: da hatte ſie ſich hingelegt, als ſie am Mittag von der Marthe kam; dann war ſie matt und ſchläfrig geworden. Sie mußte hingefallen und eingeſchlafen ſein. Jetzt war es Abend, denn kein Sonnenſchein lag mehr auf dem Garten, und doch war der Himmel hell; es fing ſchon ein wenig zu dämmern an. In Cornelli ſtieg ein Verlangen auf, wie ſie es nie gekannt hatte, ſie meinte, es müßte herrlich ſein, alles anzubeißen, was um ſie war, Buſch und Strauch Blatt und Blume, vor allem die völlig unreifen Pflaumen am Baume über ihr. Wenn ſie doch ein Stück Brot hätte! Cornelli ſprang auf und dem Hauſe zu.

„Flink, Cornelli, flink!" rief ihr die Eſter aus dem offenen Küchenfenſter zu; „gerade jetzt ſitzen ſie zu Tiſch; du kommſt im rechten Augenblick."

Cornelli rannte nach ihrem Zimmer, riß ein dickes Tuch aus ihren Sachen hervor und wickelte es feſt um

den Kopf; dann lief ſie nach dem Eßzimmer und ſetzte ſich flugs an ihren Platz.

„So, biſt du wieder da“, ſagte die Couſine, die ſich eben zum Eſſen hingeſetzt hatte. „Ein anſtändiges Mädchen ſagt wenigſtens guten Abend, wenn es nach langer Abweſenheit ins Zimmer tritt.“

„Guten Abend!“ ſagte Cornelli und beendete mit ungewöhnlicher Haſt ihre Suppe.

„Woher kommſt du, nach all' der Zeit?“ fragte die Couſine.

„Aus dem Garten“, war die Antwort.

„Das kann wohl ſein, aber wo warſt du vorher?“ wollte die Couſine weiter wiſſen.

„Bei der Marthe“, antwortete Cornelli.

„Wenn du doch lernteſt, ein wenig freundlicher zu antworten“, bemerkte die Couſine, „es wäre dein eigener Vorteil; du haſt ſonſt nichts beſonders Einnehmendes; dadurch würdeſt du doch etwas gewinnender werden. Du ſollteſt dir wirklich Mühe geben, das zu werden. Wenn du nun wieder dieſe Frau beſuchen willſt und im Sinne haſt, bei ihr zu bleiben, ſo haſt du vorher um Erlaubnis zu fragen; ſo bleibſt du nicht mehr fort. Weiter will ich heute nichts ſagen, obſchon dein Ausbleiben rechten Tadel verdient. Aber du ſiehſt ja erbarmungswürdig aus; haſt du Zahnweh?“

„Nein“, ſtieß Cornelli kurz hervor.

„Haſt du Kopfweh?“

„Nein.“

„Was haſt du denn?“

„Nichts.“

„Cornelli, ſolche Maskeraden machſt du nicht wieder, wenn dir nichts fehlt“, ſagte die Couſine verweiſend. „Wer wird denn ein Tuch ringsum den Kopf winden, um auszuſehen wie eine verhudelte Zigeunerin? So komm mir nicht wieder zu Tiſche! Haſt du je ſo etwas geſehen, Betty, kannſt du das verſtehen von einem vernünftigen Kinde?“

Die Freundin ſchüttelte den Kopf.

„Vielleicht thut es Cornelli aus Langerweile; ſie will ſich ja nicht mit etwas Richtigem beſchäftigen.“

Als am andern Morgen Cornelli zum Kaffee kam, war kein Tuch mehr um ihren Kopf, aber ſie war doch ſeltſam anzuſehen.

„Du ſiehſt vollkommen aus, wie eine Neuſeeländerin“, ſagte die Couſine; „meinſt du vielleicht, du verſchönerſt deinen Anblick durch ſolche Strähne im Geſicht?“

„Nein“, ſagte Cornelli grimmig.

„Ich auch nicht“, ſagte die Couſine. „Aber mit dir wird man gar nicht fertig. Was wirſt du nun wieder über deine Stirn herunterdrücken, wenn man dir die Haare wegſtreicht?“

„Meine Pelzkappe“, antwortete Cornelli der Wahrheit gemäß.

Ein ſolcher Eigenſinn!“ rief die Couſine aus; „ſie iſt imſtande, und drückt ſich bei fünfundzwanzig Grad Réaumur eine Pelzkappe auf den Kopf und bis zur Naſe in

die Stirn hinein, wenn ſie's im Kopf hat. Ein ſolches Kind habe ich noch nie geſehen! Ich weiß nicht, was mit ihm machen."

Wirklich ſah Cornelli aus, als hätte ſie nie geſehen, wie die jungen Europäerinnen gekämmt werden. Von der Mitte des Kopfes her hatte ſie ihr dichtes, dunkles Haar nach vorn in die Stirn herein und weit darüber hinuntergezogen; bis in die Augen herein hingen noch die dicken ungleich langen Strähne über die Stirn. Dazu hingen ſie nicht einmal loſe umher; ſie waren im Gegenteil alle auf die Haut völlig feſtgeklebt. Die Abſicht dabei war ſichtlich die, daß ſie abſolut nicht bewegt und aus der Stirn geweht werden ſollten.

„Du ſiehſt abſcheulich aus, Cornelli; kein Menſch wird dich mehr anſehen mögen, wenn du ſo auftrittſt; vielleicht bringt dieſe Erfahrung dich dazu, deinen Eigenſinn zu brechen, ſonſt iſt nichts mit dir zu machen."

Mit dieſen Worten hatte die Couſine ſich erhoben und verließ das Zimmer; Fräulein Gribeelen folgte ihr.

Am Abend dieſes Tages ging ein Brief an den Herrn Direktor ab, deſſen Inhalt alſo lautete:

„Illerbach, 20. Juni 18 . .

„Lieber Vetter!

„In Deinem Geſchäft geht alles brillant; Du haſt einen vortrefflichen Vertreter. Auch in Haus und Garten und in Deinen Stallungen herrſcht die beſte Ordnung, wie ich teils ſelbſt ſehe, teils durch diejenigen der Dienſtboten, die ich als durchaus zuverläſſig kenne, beurteilen

laſſen kann. Du haſt einen prächtigen Sitz, an Früchten und Blumen und ſchönen Gemüſen ſo reich, wie ich mir's nie gedacht hätte, wenn ich vor Jahren mit meiner Freundin Cornelia etwa in dem Gut umherwanderte. Nun komme ich zur Hauptnachricht, die leider nicht ſo erfreulich lautet. Woher Dein Kind ſeine Natur hat, begreife ich nicht; da iſt kein Zug, weder von Deinem offenen, friſchen Weſen, noch von der immer fröhlichen, ſchmiegſamen, alle Menſchen einnehmenden Art Deiner Cornelia. Das Kind hat ein finſteres, unfreundliches Weſen, eine abſtoßende Rauheit der Sitten und dazu einen ſo unerhörten Eigenſinn, daß mit Worten abſolut nichts mit ihr auszurichten iſt. Züchtigungen und Strafen aber überlaſſe ich Dir. Was zu thun iſt mit Beiſpiel und mahnenden Worten werde ich nicht unterlaſſen ſo lange ich hier bin, wie auch meine Freundin mir hilfreich zur Seite ſteht, aber große Hoffnungen kann ich nicht in Dir erwecken, daß das Kind Dir zur Freude werde. Eine ſo eigenſinnige Natur wird mit jedem Jahr widerſpenſtiger werden. Möge das Gelingen Deiner Unternehmungen Dir die Befriedigung geben, die Dir Dein häusliches Leben nicht bietet und die Du wirklich verdienſt.

„Deine ergebene Couſine

Kitti Dorner."

5. Kapitel.

Eine Ankunft in Illerbach.

Der alte Mathis ordnete die Kieswege im Garten, als Cornelli aus dem Hauſe trat und langſam daherkam; ſie hatte ein Buch in der Hand, und auf der Bank unter dem Haſelnußbaum ſetzte ſie ſich, legte das Buch auf ihren Schoß und ſah zu, wie Mathis die Wege ſäuberte. Er ſchaute auf: „Komm mit mir, Cornelli, wir gehen hinüber; du biſt lang' nicht im Stalle geweſen, du ſollteſt ſehen, wie das Geißlein wächſt!“

Cornelli ſchüttelte den Kopf und gab keine Antwort. Mathis ſchaute noch ein paarmal nach dem Kinde hinüber; er ſagte nichts mehr.

Jetzt kam die Eſter mit einem großen Korb daher; ſie ging dem Gemüſegarten zu. „Du mußt ein beſonders ſchönes Buch haben“, rief ſie dem Kinde zu, „ſonſt ſäßeſt du nicht ſo ſtill, das kenn' ich.“

Cornelli ſchüttelte den Kopf.

„Nicht?“ lachte Eſter; „ſo komm mit mir, ich zeige dir, wie viele Mirabellen es giebt dies Jahr; der ganze Baum iſt voll; ſie werden ſchon gelb.“

„Es iſt mir gleich“, ſagte Cornelli.

„Aber auch! Gleich! So ſchöne Mirabellen“, rief Eſter aus. „Und die ſaftigen Magdalenenbirnen fangen auch an zu reifen. Willſt du nicht kommen und ſehen, wie lange es noch gehen kann?“

„Nein“, rief Cornelli abweiſend zurück.

Die Eſter ging ihres Weges. Kurze Zeit nachher kam Mathis in ihre Nähe. „Was hat das Kind, Eſter“, fragte er, „es iſt ganz verändert. Wer unſer einſtiges, immer freundliches Cornelli gekannt hat, der kennt es nicht mehr. Warum hat es auch das Haar ſo ins Geſicht hängen? Man kann das Kind weder von außen noch von innen mehr erkennen.“

„Das ſag' ich punktum ſo“, entgegnete die Eſter; „man weiß gar nicht, woran man iſt; man ſieht das Kind kaum mehr, und trifft man es noch irgendwo, ſo ſagt es kein Wort. Singen und lachen, wie in früherer Zeit, hört man es gar nicht mehr, und ein Geſicht macht es fort und fort, daß es einem ganz weh thut. Wie wohl war's doch vorher dem Kind. Aber ſie ſagen, es brauche Erziehung, und es kann ja ſein; aber ſeit es die Erziehung hat, iſt es ſo verändert und nicht zum Guten. Vielleicht kommt's ſpäter wieder beſſer, wenn die Erziehung fertig iſt.“

„Die Mutter fehlt ihm“, ſagte Mathis. „Das iſt nichts, wenn ſo ein Kleines ohne die Mutter aufwachſen muß; ſie fehlt ihm ja auf jedem Schritt. Wie ſicher iſt eines, wenn es mit allem zur Mutter kann, was es freut und was ihm leid thut.“

„Man würde meinen, Ihr lauft heut' noch zur Mutter, wenn Euch einer etwas thut, Mathis", ſagte die Eſter, ein wenig ſpöttelnd.

„Das thäte ich gern genug", verſicherte Mathis; „ich weiß, was ich an meiner Mutter gehabt habe, und jedes Kind dauert mich, das keine hat, und hätte es daneben noch ſo viel Gutes. Man kann's an unſeres Herren Kind ja ſehen, was ihm alles Gute hilft, nun ihm die Mutter fehlt."

Mathis ging weg, aber er ſchaute noch einmal mitleidig nach der Bank hin. Cornelli ſaß noch unbeweglich da, das Buch lag auf dem Boden.

Jetzt trat Herr Malinger in den Garten. Er kam auf das Haus zu; Cornelli ging ihm entgegen.

„Ich konnte heute nicht um neun Uhr kommen", ſagte er, „aber eine Stunde iſt beſſer als keine, darum komme ich nun um elf Uhr noch. Ich hoffe, du haſt deine zwei Morgenſtunden recht angenehm und nützlich zugebracht."

„Nein, das habe ich nicht gethan", ſagte Cornelli trocken.

„Du haſt doch ein ſchönes Buch in der Hand, das wird auch etwas Schönes enthalten. Wovon handelt es?"

„Ich weiß nicht", entgegnete Cornelli.

„Komm, wir wollen zu unſerer Arbeit; es ſcheint mir nicht, daß deine Lektüre einen beſonders tiefgehenden Eindruck auf dich gemacht habe; hoffen wir auf eine lebendigere Wirkung unſerer Unterrichtsſtunde."

Der Lehrer trat mit ſeiner Schülerin ins Haus ein.

„Es will mir ſcheinen, Cornelli", ſagte er, als ſie ſich

an ihren Plätzen festgesetzt hatten, „dein Haar komme dir ein wenig unbequem ins Gesicht hinein; könnte man da nicht eine Änderung treffen?“

„Nein, das kann man nicht, gar nicht und nie mehr“, sagte Cornelli leidenschaftlich und drückte wit beiden Händen ihre Haare an die Stirn fest.

„So, so, das ist ja eigentlich nicht meine Sache“, sagte der Lehrer beschwichtigend; „es scheint mir nur eine etwas entstellende Haartracht zu sein, auch meinte ich, es könnte dir wohler sein ohne dieses trauerweidenartige Gehänge.“

Cornelli hielt noch immer beide Hände auf die Stirn gepreßt, als könnte der Lehrer versuchen wollen, ihr mit Gewalt das Haar zu ordnen. Er ging aber nun ganz friedlich zu seinem Unterricht über.

Als nach Tische die Damen sich entfernten, sagte die Cousine: „Nun wird nicht gleich wieder fortgerannt, Cornelli; du mußt nun wirklich ein ordentliches Leben beginnen! Bist du nachher mit den Aufgaben zu Ende, so liesest du ein nettes Buch; du hast deren viele. Zu Streifereien und Besuchen hast du noch Zeit genug nach dem Abendkaffee.“

Die Aufgaben waren, wie immer, schnell fertig. Dann setzte sich Cornelli mit ihrem Buche auf die Bank im Garten hin, und ganz so wie am Morgen, legte sie es einmal auf den Schoß und einmal fiel es zur Erde, und Cornelli guckte derweilen nach den Bäumen und auf den Boden. Es war aber nicht, als sähe sie wirklich etwas vor sich. Zur Kaffeezeit stellte sich Cornelli pünktlich am

Tiſche ein, ſchluckte ſchnell hinunter, was ihr eingeſchenkt wurde, ſo als wäre es Arzenei, die nun einmal geſchluckt werden müßte. Dann ſaß ſie mit zuſammengezogenen Brauen unbeweglich da, denn ſie mußte am Tiſch bleiben, bis die Damen aufſtanden; die gute Sitte hatte die Couſine ihr beigebracht.

„Mach nur nicht immer ſolche Hörner, man kann ſie ja ſogar durch deine Vorhänge ſehen, ſo arg ziehſt du deine Stirn zuſammen“, ſagte Fräulein Dorner. „Es währt nicht mehr lang', ſo kannſt du ja gehen.“

Jetzt erhoben ſich die Damen, um nach dem Garten hinauszugehen. Cornelli ſchlich hintendrein, bog unverſehens um die Hausecke und ging quer über die Wieſe dem Wege zu.

„Hier unter dem Haſelnußbaum zu ſitzen und ein ſchönes Buch zu leſen, iſt wirklich ein Vergnügen, das nicht alle Kinder haben“, ſagte die Couſine, ſich auf die Bank ſetzend; du hätteſt ſchon dafür allein Grund, ein frohes Geſicht zu machen und zu danken, anſtatt beſtändig die Stirn zu runzeln und zu ſchmollen, Cornelli — ja, wo iſt ſie denn ſchon wieder hingekommen?“ unterbrach ſich das Fräulein, um ſich ſchauend.

„Sie iſt gleich beim Heraustreten verſchwunden“, erwiderte die Freundin; „Cornelli iſt wirklich ein ſeltſames Kind, kein freundliches Wort, kein Zeichen kindlicher Anhänglichkeit giebt ſie von ſich. Sobald ſie kann, läuft ſie weg; ein ſolches Kind iſt mir noch nie vorgekommen.“

„Mir iſt es nur um ihren Vater leid, der ſo gern eine gemütliche Häuslichkeit hätte“, fuhr Fräulein Dorner fort;

„eine ſolche wird ihm ja nie erblühen an der Seite dieſer einzigen Tochter, die entſchieden mit jedem Tag ſtörriſcher und unliebenswürdiger wird; das empfinden die ſämtlichen Hausbewohner, wie mir Mine ſagt. Wie wird es in zwei, drei Jahren hier ausſehen und hier zu leben ſein? Der arme Vetter mit ſeinem ſchönen Gut! Was hat er davon?“

„In zwei Jahren kann ſich manches ereignen, Kitti, das man nicht vorausgeſehen hat, und das ein ganzes Haus verändert“, entgegnete die Freundin. „Hoffen wir, daß dieſe Wahrheit ſich an deinem Vetter bewähren möge, zu ſeinem Beſten.“

Bei Cornelli ging es nicht mehr in Sprüngen. Sie ſchlich dem Rande des Weges nach und ſchaute vor ſich in den Boden hinein, ohne ein einziges Mal aufzublicken, wenn ſchon alle Vöglein über ihr luſtig in den Bäumen pfiffen und rechts und links die Wieſen voll roter Margeriten und blauer Vergißmeinnicht ſtanden, denen ſonſt Cornelli vor allen anderen Blumen nachlief.

Marthe ſah das Kind ſo herankommen. Sie kam mit bekümmertem Geſicht heraus. „Was iſt's denn, Cornelli“, fragte ſie teilnehmend, „kannſt du noch nicht wieder fröhlich ſein?“

„Nein, das kann ich nie mehr“, antwortete Cornelli, in Marthens Stube tretend und ſich auf das Stühlchen ſetzend, das dieſe für ſie zurechtgeſtellt hatte. Cornelli warf ihre Worte nicht mehr raſch und zornig heraus, wie ſie es vorher gethan; mit einem tiefen Seufzer ſagte ſie jetzt: „O wenn ich nur nie leſen gelernt hätte!“

„Was, was, Cornelli, was haſt du dir da ausgedacht!“ rief Marthe aus; „das iſt nun ſicher etwas Verkehrtes. Du müßteſt nur einmal erfahren, was es iſt, wenn man etwas durchaus leſen ſollte und kann es nicht herausbringen und man fängt immer wieder an und kommt nicht ins klare. Gerade heute iſt es mir ſo gegangen, du mußt mir noch helfen, daß ich's verſtehen kann. Wie manchmal muß ich denken, wenn ich doch ſo flink leſen und ſchreiben könnte, wie unſer Cornelli. Es iſt ein rechtes Glück, ſchreiben und leſen zu können ohne Hindernis; das weiß der wohl, der's nicht kann. Und dann haſt du gewiß ſchöne Bücher, dein Vater ſchenkt dir ſie ja doch meiſtens.“

„Ja, ſie ſind ſchön, aber langweilig, du kannſt es glauben, Marthe“, verſicherte Cornelli, „da ſind lauter Geſchichten, nein, ſo Beſchreibungen von berühmten Männern und Entdeckungen, und der Papa hat geſagt, er habe die Bücher ſehr gern geleſen, wie er jung war, aber er war vielleicht anders als ich. Nun ſoll ich nicht mehr umherrennen und nicht mehr in den Stall gehen und nicht mehr zum Wald hinauflaufen, wenn ich will; immer ſoll ich nur hier ſitzen und ein Buch leſen. O, wenn nur kein Menſch ein Buch geſchrieben hätte, ſo müßte keiner eins leſen.“

„Ja ſiehſt du, Cornelli, das wäre vielleicht doch nicht allen Menſchen recht“, meinte die Marthe; „aber jetzt hilfſt du mir wohl meinen Brief leſen, den ich heute bekommen habe, da ſiehſt du dann, welch' ein Vorteil es iſt, wenn man gut leſen kann. Ich muß dich ja zuhilfe

rufen, damit ich nur recht verſtehe, was man von mir will.“

Cornelli nahm bereitwillig den dargebotenen Brief in die Hand, um der Marthe beizuſtehen.

„Wer hat ihn denn geſchrieben?“ wollte das Kind wiſſen.

„Das iſt es ja gerade, was ich nicht leſen kann“, entgegnete die Alte; „nur daß er aus der Stadt kommt, das habe ich geſehen, aber wer mir aus der Stadt ſchreiben könnte, das kann ich nicht erraten.“

Cornelli begann den Brief vorzuleſen. Es war eine Anfrage, ob das angebotene Zimmer noch nicht beſetzt ſei, und ob Frau Marthe einen Jungen von zwölf Jahren für einige Wochen aufnehmen wollte. Er bedürfe keiner beſonderen Pflege, indem er nicht krank, nur nicht recht kräftig ſei. Gute Luft und friſche Milch täglich wäre das Hauptſächlichſte, was für ihn gewünſcht werde. Wenn keine Abſage käme, ſo würde Mitte Juli der Junge erſcheinen. „Nika Halm, Pfarrerswitwe“, war die Unterſchrift.

„Siehſt du, wie das läuft, wie von ſelbſt!“ ſagte Marthe bewundernd, als Cornelli fertig geleſen hatte. „Nie hätte ich es ſo herausgebracht. Denk', daß mir eine Frau Pfarrerin ihren Sohn bringen will, das kann ich für etwas halten. Ich will ihn auch gewiß recht pflegen und Sorge zu ihm tragen. Ich muß den Mathis fragen, ob er mir Milch geben kann von der Kuh weg, am Morgen und am Abend. Jetzt iſt es nur einzig ſchade, daß es kein Mädchen iſt, da hätteſt du eine Spielgefährtin. Aber

ihr werdet euch ſchon auch zuſammen verkurzweilen; du freuſt dich doch nun auch ein wenig, daß er kommt?“

„Nein, kein bißchen“, erwiderte Cornelli kurz, „ich weiß ſchon, daß er nichts mit mir zu thun haben will, und ich weiß auch warum. Es iſt mir ganz gleich, ob es ein Bub' ſei oder ein Mädchen; ich will auch nichts von ihm.“

„Du warſt ſonſt nicht ſo, Cornelli, du warſt freundlich und luſtig mit jedermann, was iſt nur auch über dich gekommen?“ fragte Marthe ein wenig bekümmert. „Du ſiehſt auch nicht mehr mit ſo hellen Augen umher; ich meine, das Haar kommt dir ein wenig zu tief herunter; wenn ich dir's ſo ein bißchen zurechtſtreichen würde?“

Marthe holte einen Kamm und wollte Hand anlegen.

„Nein, laß es bleiben, Marthe, das muß ſo ſein“, wehrte Cornelli, „und ſo muß es immer, mein Leben lang bleiben.“

„Das glaub' ich doch nicht; es iſt ja ſchade, daß es ſo ſein ſoll; dein Geſicht iſt ja halb verdeckt und man kennt dich kaum“, ſagte Marthe bedauerlich; „was ſagen denn die Damen dazu?“

„Fräulein Dorner iſt bös mit mir und ſagt, ich ſei das allereigenſinnigſte Geſchöpf auf der ganzen Welt, und kein Menſch könne mich mehr zurechtbringen“, berichtete Cornelli der Wahrheit gemäß, „und kein Kind auf der Welt ſehe ſo häßlich aus wie ich, und nie werde ein Menſch mich gern haben. Und ich weiß wohl, daß es ſo iſt“, fügte Cornelli hinzu, „ich wollte auch lieber, es käme

niemand zu dir, ſo könnte ich doch immer zu dir kommen und mit dir allein ſein.“

„Aber ich meine, Cornelli, wenn du thun würdeſt, was die Damen von dir wollen, ſo thäteſt du doch das Rechte“, meinte Marthe, „und dann hätten ſie dich wohl gern und alle andern Menſchen gewiß auch.“

„Nein, nein, du weißt nicht, wie es iſt, Marthe“, ſagte Cornelli ängſtlich; „ich will ſchon in allem andern thun, was ſie mir befehlen, aber das Haar kann ich nicht mehr wegſtreichen, ſonſt iſt es noch viel ärger, alle Menſchen ſehen es.“

Marthe ſchüttelte den Kopf.

„Ich weiß nicht, was du meinſt, aber komm du doch zu mir, Cornelli, wie du immer kamſt. Wer auch bei mir ſei, du biſt mir doch immer am liebſten, und wenn du nicht mehr kämeſt, ſo würde es mir ſo weh thun, daß ich lieber keinen Menſchen in mein Zimmer aufnehmen würde, wenn ich ſchon eine große Freude hätte, den Pfarrersſohn bei mir zu haben.“

„Ja, dann will ich wiederkommen, Marthe“, verſprach Cornelli; „wir können ja auch allein miteinander in der Küche bleiben; ich will nur mit dir allein ſein. Am Montag komm' ich nicht, dann kommen ſie an, aber am Dienſtag komm' ich, und dann kommſt du in die Küche hinaus, Marthe.“

Dieſe verſprach, ſo thun zu wollen, und Cornelli ging ihren Weg zurück, ſo wie ſie gekommen war; nicht ein einziges Mal rannte ſie den blauen Vergißmeinnicht, noch

den andern Blumen nach, die drüben in der Wieſe leuchteten.

Als der Montag gekommen war, wunderte es ſie doch ein wenig, ob nun ein Reiſewagen anfahren würde, in dem ein ſtolzes Stadtherrchen ſitze und eine Dame mit einem hohen Federhut, die verächtlich auf ſie herunterſchauen würde. Cornelli ſtellte ſich am Gartenzaun auf, von da konnte ſie bequem den Weg überſehen. Es kam kein Wagen, weder am Morgen, noch am Nachmittag, da ſie noch länger Zeit zum Aufpaſſen hatte. Das war Cornelli gerade recht; es war alſo niemand gekommen. Sobald am folgenden Tag die Zeit kam, da ihr das Fortgehen erlaubt war, wanderte ſie dem Häuschen der Marthe zu.

„Es iſt doch gut, daß ſie nicht gekommen ſind, ſo kann ich wieder allein bei dir ſein und muß doch nicht in die Küche —."

Cornelli hatte im Eintreten ſo geſprochen; jetzt ſtockte ſie plötzlich. Drinnen am Tiſch ſaß ein fremder Junge; eben räumte die Marthe das Abendeſſen weg. Nun war der doch gekommen und hatte dazu noch gehört, wie froh ſie geweſen wäre, wenn er ſich nicht eingefunden hätte. Der Junge lachte auf, Cornelli wollte ſich ſchnell zurückziehen.

„Nein, nein, komm du nur ganz herein, wir wollen Bekanntſchaft machen", rief er ihr zu, „Frau Marthe hat mir ſchon von dir erzählt. Komm nur einmal herein", fuhr er fort, als Cornelli mit ihrem Eintreten zögerte; „wenn du lieber mit ihr allein ſein willſt, ſo kann ich auf mein Zimmer gehen."

Das war doch nett, daß er ihr Platz machen wollte und nicht bös war über ihre Worte. Sie trat ein. Marthe begrüßte sie mit der gewöhnlichen Herzlichkeit; sie hatte schon ihr Stühlchen bereitgestellt.

„Ich habe dich erwartet, Cornelli“, sagte sie, „komm, setz dich ein wenig zu unserm Gast, er heißt Dino Halm, wie du heißest, weiß er schon. Ihr werdet euch gewiß gut miteinander unterhalten; ich gehe derweilen nur schnell hinauf. Wenn etwas nötig wäre, so findest du mich wohl, Cornelli, droben im Stübchen.“

Die Marthe hatte sich ausgedacht, die neue Bekanntschaft würde am besten vor sich gehen, wenn sie die beiden allein ließe. Noch dazu konnte sie die Zeit gut brauchen, um schnell die Sachen des Neuangekommenen auszupacken und schön in seinen Schrank und seine Schubladen zu ordnen, daß er sich recht daheim fühlen könne in seinem sauber geordneten Stübchen.

„Warum hast du gemeint, wir seien nicht gekommen?“ fragte Dino, als Marthe das Zimmer verlassen hatte und Cornelli nun stumm vor ihm saß.

„Weil ich den Wagen nicht gesehen hatte“, antwortete sie.

„Den Wagen? Ja, das glaube ich wohl“, sagte Dino. „Mehr als eine Stunde, eigentlich fast zwei Stunden lang mußten wir zu Fuß gehen von der Eisenbahn bis hierher. Setzest du dich nur so in einen Wagen, wenn du zur Eisenbahn willst?“

„Ja, das thue ich, mit dem Papa fahr' ich hin“, antwortete Cornelli.

„Wo kommen denn die Roſſe immer gleich her?“ wollte Dino wiſſen.

„Aus dem Stall“, war die Antwort.

„Habt ihr denn einen eigenen Stall und zwei eigene Roſſe darin, nur um auszufahren?“ fragte Dino mit Erſtaunen weiter.

„Ja, das ſind die zwei braunen, und die ſechs andern muß man haben, um das Eiſen fortzuführen, weißt du, dort von der Gießerei.“

„Potztauſend! acht Roſſe habt ihr!“ rief Dino aus. „Du haſt es lange gut, nur ſo mit dem Papa einſitzen und fortfahren zu können!“

„Kannſt du das nicht?“ fragte nun Cornelli.

„Nein, gewiß nicht, in meinem Leben nie“, antwortete Dino überzeugt. „Einmal habe ich keinen Papa mehr, dann haben wir keinen Stall und Roſſe noch viel weniger; du haſt's wohl gut! Hat's noch etwas anderes im Stall?“

„Ja, noch viel. Sechs Kühe und eine große graue Stallkatze“, berichtete Cornelli, „und eine alte Geiß und ein junges ſchneeweißes Geißlein; dem habe ich ein rotes Band umgebunden, und von den Kühen mußt du Milch trinken.“

„O, das will ich ſehr gern“, rief Dino aus. „Darf ich dann in den Stall gehen und die Roſſe da ſehen?“

„Ja, das kannſt du wohl; Mathis zeigt ſie dir gern und die Marthe läßt dich ſchon gehen. Wenn ich nur mit dir könnte!“

Cornelli mußte tief aufſeufzen.

„Das wirſt du doch wohl können, wenn der Stall euch gehört, da wird dich niemand hindern können“, ſagte Dino überzeugt. „Und weißt du, was wir machen könnten? Wir wollen das junge Geißlein an einen kleinen Wagen ſpannen, das ſieht ſo nett aus; dich kann es ziehen und ich bin der Kutſcher. Ich habe einmal auf unſerer Promenade ein ſolches Wägelchen geſehen.“

Cornelli hatte ja auch ſchon dieſen Gedanken gehabt, aber ſie durfte nicht mehr nach dem Stall gehen, und jetzt fiel ihr erſt recht ein, daß ſie nicht mehr fortrennen durfte wie früher, und daß ſie ja gar nicht mehr luſtig ſein konnte, denn nun trat ihr auch der Hauptgrund vor die Augen, warum alles aus war und ſie nie mehr fröhlich ſein konnte wie vorher. Sie antwortete nicht mehr. Nur einen tiefen Seufzer ſtieß ſie aus, noch tiefer als der erſte war.

„Warum ſeufzeſt du denn, wie wenn du einen Berg zu tragen hätteſt und könnteſt faſt nicht mehr vorwärts kommen?“ fragte Dino.

„Das kann ich nicht ſagen, keinem Menſchen; du könnteſt es auch nicht, wenn du's ſo hätteſt, wie ich“, antwortete Cornelli.

„Freilich könnt' ich; es giebt gar nichts auf der Welt, das ich nicht ſagen könnte“, behauptete Dino. „Wenn man etwas ſonſt keinem Menſchen ſagen könnte, ſo kann man's der Mutter ſagen, dann kommt alles wieder in Ordnung. So geh doch und ſag es ihr, dann wird dir gleich leicht und alles iſt wieder gut.“

„Ja, jetzt kann ich auch zu dir ſagen: du haſt es lang gut, und noch viel eher, als du zu mir“, ſagte Cornelli erregt. „Ich kann ja gar nicht zu der Mutter gehen, ich habe gar keine Mutter. Jetzt ſiehſt du, wie gut ich es habe; du wollteſt nicht mit mir tauſchen, oder wollteſt du?“

Dino ſah ganz erſchrocken aus.

„Das habe ich ja gar nicht gewußt, daß du keine Mutter haſt“, ſagte er voller Mitleid, denn er ſah gleich ſeine Mutter vor ſich, wie ſie ſo liebevoll ihn anblickte und ihm das Herz leicht machte, wenn irgendetwas darin drückte. Das mußte Cornelli ganz entbehren.

Der Stall und die Roſſe und der große Garten mit den vielen Früchten, von dem ihm ſchon Marthe erzählt hatte, erſchienen ihm in einem andern Lichte als vorher.

„Nein, ich würde nicht mit dir tauſchen“, ſagte er entſchieden.

Aber jetzt war eine große Teilnahme in Dino aufgeſtiegen für das Kind, das keine Mutter hatte; er mußte es ein wenig beſchützen. Nun konnte er auch begreifen, warum Cornelli ſo ſeltſam ausſah, was ihm gleich bei ihrem Eintritt aufgefallen war. Da war eben keine Mutter da, die alles ordnete, wie es ſein mußte.

„Weißt du, Cornelli“, fing er wieder an; „wir wollen nun ein wenig Freundſchaft machen. Nun will ich dir aber vor allem raten, daß du dein Haar aus der Stirn ſtreicheſt; man ſieht dir ja die Augen nicht einmal recht. Das macht niemand ſo. Womit haſt du's nur ſo feſt-

geklebt, daß es über die ganze Stirn festhält und nicht auffliegt, so lange wie es ist?“

„Mit Gummi“, antwortete Cornelli.

„Scheußlich, komm, ich schneide dir alles weg, was da klebt, dann hast du deine Stirn und die Augen frei; du kannst ja kaum sehen.“

Dino hatte schon die Schere ergriffen, die bei Marthes Flickstücken lag, aber Cornelli wehrte ihn mit beiden Händen ab und schrie völlig auf: „Laß es sein! Es muß so bleiben! Thu die Schere weg!“

„Ich will dir ja nichts zuleide thun, schrei nur nicht so“, sagte Dino ruhig, indem er die Schere wieder hinlegte, „ich wollte dir im Gegenteil etwas Gutes thun. Siehst du, wenn meine Schwestern dich sähen, Nika und Agnes, so würden sie lachen; es würde ihnen gar nicht gefallen, wie du die Fetzen festklebst.“

„Ich weiß wohl, sie brauchen mich auch gar nicht zu sehen“, sagte Cornelli mit rauher Stimme. „Niemand braucht mich zu sehen, ich weiß schon, daß kein Mensch mich gern hat; es ist mir gleich.“

Plötzlich lief Cornelli davon. Dino schaute in der größten Überraschung nach der Thür, hinter der das Kind soeben ohne alle Vorbereitung und ohne Lebewohl verschwunden war.

Als Marthe wieder in das Stübchen eintrat und verwundert auf Cornellis verlassenes Stühlchen blickte, sagte Dino: „Das ist aber ein kurioses Kind; ich dachte nicht, daß es so unfreundlich sein würde.“

Nun erzählte er, wie ſie ſich unterhalten hatten und wie dann Cornelli plötzlich ohne Abſchied zur Thür hinaus gelaufen ſei; er hätte ihr doch nichts Böſes thun wollen. Marthe ſchüttelte den Kopf.

„So war Cornelli früher nicht“, ſagte ſie; „mich bekümmert das Kind, es iſt ſo verändert. Du mußt nicht denken, daß es ein kurioſes Kind iſt, oder eins, das ſo jeden Augenblick bös wird und fortläuft; es iſt nicht ſo, das iſt etwas ganz Neues bei ihm. Ach, wenn ich doch mein Cornelli wieder lachen und ſingen hörte, wie es ſonſt gethan hat! Ich dachte, ſo mit einem guten Kameraden zuſammen, wie du ihm ſein würdeſt, komme ihm die alte Fröhlichkeit wieder zurück. Aber es kann ja auch wohl noch kommen; heut' war ja der erſte Tag eurer Bekanntſchaft.“

„Cornelli kommt gewiß nicht mehr zu mir“, ſagte Dino ein wenig verblüfft; „ſie iſt ſo wie vor Zorn oder Ärger fortgelaufen.“

Wenn auch Cornelli ausgerufen hatte: „Es iſt mir gleich!“ ſo mußte es doch nicht ganz ſo ſein. Zuhauſe angekommen, ſchlich ſie gleich nach ihrem Zimmer, ſetzte ſich auf einen Schemel und, den Kopf in beide Hände gelegt, fing ſie recht bitterlich an zu weinen.

6. Kapitel.

Freundſchaft geſchloſſen.

Cornelli war ſchon eine ganze Reihe von Tagen nicht mehr bei der Marthe erſchienen. Dieſe hatte einen großen Kummer darüber aus mehreren Gründen, die ſie in gleicher Weiſe beunruhigten. Einmal hatte ſie das Kind ja ſo lieb wie ein eigenes und konnte die gewohnten täglichen Beſuche faſt nicht entbehren. Dann wußte ſie, bei Cornelli mußte etwas gar nicht in Ordnung ſein, daß ſie nicht mehr erſchien, denn von klein auf hatte ſie ja nie einen Tag vorübergehen laſſen, ohne daß ſie gelaufen kam und ihrer alten Marthe alles erzählte, was da begegnet war und begegnen ſollte. Zum dritten that es Marthe leid um ihren Gaſt, daß Cornelli ſo lange ausblieb. Sie hatte dem Dino ſchon ſo viel von dem Kinde erzählt, wie luſtig und kurzweilig es ſei, und wie Dino an ihm eine tägliche Spielgefährtin finden würde. Und nun war es damit gar nichts; Cornelli kam nicht wieder.

Dino hatte unterdeſſen gute Freundſchaft geſchloſſen mit der alten Marthe, die gar nicht wußte, was ſie alles thun

wollte, um ihrem ſo freundlichen und höflichen Hausbewohner es ſo recht behaglich bei ihr zu machen. Wenn er ſeinen täglichen Spaziergang gemacht und ſeine feſtgeſetzten Schulaufgaben, die er ſehr gewiſſenhaft vornahm, beendet hatte, ſetzte Dino ſich immer gern zur Marthe hin, um ſie allerlei erzählen zu hören, denn das that ſie in einer Weiſe, die Dino ſehr wohl gefiel. Meiſtens erzählte ſie dann vom Herrn Direktor und von ſeiner Frau, die Marthe ſchon als kleines Kind gekannt hatte, und immer kam ſie bald auf Cornelli zu ſprechen; von dieſer wußte ſie am allermeiſten zu erzählen. Ein ſo fröhliches, luſtiges, kurzweiliges Kind hatte ſie nie gekannt, bezeugte Marthe jedesmal wieder, trotzdem Dino immer wieder ſagte, das könne er nicht begreifen; und wenn Marthe gar behauptete, Cornelli ſei ſo anmutig, wie ſie noch kaum ein Kind geſehen habe, dann mußte Dino jedesmal lachen.

„Perfekt wie eine kleine Eule ſieht ſie aus“, ſagte er dann wieder; „die Augen ſieht man nur gar nicht. Ich wollte aber doch, ſie käme einmal wieder“, ſetzte er dann hinzu, denn es wunderte ihn doch ſehr, wie Cornelli denn ſein möchte, wenn ſie ſich ſo recht luſtig und kurzweilig geberdete, wie Marthe ſie immer geſehen hatte.

An demſelben Abend, als Dino ſich in ſein Zimmerchen zurückgezogen hatte, band die alte Marthe ſich ſchnell eine beſſere Schürze vor, nahm das große Halstuch aus dem Schrank, legte es um die Schultern und trat leiſe aus dem Häuschen. So ging ſie dem Hauſe des Direktors zu. Dort ſchaute ſie zum Küchenfenſter auf; da war noch ein

helles Licht zu ſehen, wie auch in dem Zimmer auf den Garten hinaus. Marthe trat in die Küche ein. Die Eſter und Jungfer Mine ſaßen drinnen bei einem reichlichen Abendeſſen. Die letztere ſtand eben auf und folgte dem Ruf der Glocke, die vom Speiſezimmer aus ertönt hatte. Die Eſter bot der alten Bekannten gleich den eben leer gewordenen Platz an.

„Setzt Euch, Marthe, Ihr werdet das Ausruhen wohl verdient haben heut', wie ich auch", ſagte ſie, indem ſie drei Schüſſeln und eine Flaſche in Bewegung ſetzte und der Angekommenen entgegenhob. „Nehmt, nehmt. Es iſt noch ſo viel übrig; ich bin froh, wenn's weg iſt, ſo habe ich friſchen Tiſch für morgen."

„Ich danke vielmals, Eſter, ich habe ſchon zu Nacht gegeſſen", entgegnete Marthe; „es iſt ja recht freundlich von Euch, daß Ihr mich wolltet mithalten laſſen, aber ich danke."

„Was, ich danke, nichts da, ich danke! Was ich gekocht habe, kann jeder eſſen, und wär's der Kaiſer von Rußland, und der ſeid Ihr denn doch noch nicht", eiferte die Eſter, indem ſie einen Teller mit einem ſchönen Stück Braten, mit Makaroni und gekochten Pflaumen belud. „Da Marthe, macht keine Umſtände, das eßt Ihr und das Glas Wein trinkt Ihr dazu; ich wüßte nicht, warum nicht. Man kann auch zweimal zu Nacht eſſen; ich wüßte gar nicht, warum nicht, wenn's gut iſt." Marthe wollte die ſchönen Gaben der Eſter nicht verſchmähen; ſie begann dankend ihr zweites, viel reichlicheres Nachteſſen, als das erſte geweſen war.

„Was hat's gegeben, Marthe, daß Ihr ſo ſpät noch hierher kommt?“ fragte Eſter jetzt, ein wenig neugierig, was der Beſuch zu ſo ungewohnter Zeit zu bedeuten haben konnte.

„Ich hätte Euch gern etwas gefragt, Eſter, und dachte, ſo am Abend ſtöre ich Euch am wenigſten in den Geſchäften“, antwortete Marthe. „Cornelli iſt dieſe ganze Woche nie zu mir gekommen, und ſonſt kommt ja das Kind täglich. Ich dachte, vielleicht haben es die Damen nicht gern, daß es zu einer ſo geringen alten Frau gehe, und ich könnte das ja wohl begreifen; glaubt Ihr, daß es ſo ſei?“

„Nein, das glaube ich nun gar nicht“, erwiderte Eſter, „ſie wiſſen von der Mine, daß der Herr Euch wohl mag; aber Ihr könnt Euch nicht denken, wie das Kind ſich verändert hat in allem ſeinem Thun; man kennt es gar nicht mehr. Wer kam früher jeden Morgen drei- und viermal in die Küche gelaufen? Wer ſang und hüpfte im Garten herum wie ein Vogel, am Morgen und am Abend und zu jeder Tageszeit? Wer pickte die ſchönen Beeren alle und die gelben Pfläumchen und die ſaftigen, dunkelroten, ſauren Kirſchen dort von dem jungen Bäumchen weg, daß es eine Freude war, zuzuſehen? Alles Cornelli. Und jetzt? Nichts mehr von allem. Die Beeren ſind ſchon lang eingetrocknet und verfault, und ſo iſt es den ſchönen ſauren Kirſchen ergangen. Die goldenen Mirabellen, ſolche Prachtspfläumchen, liegen zu Dutzenden unter dem Baum, denn das iſt alles für Kinder; natürlich, die Damen wollen nichts von ſolchem Zeug und kochen kann man es auch nicht. So fällt's und

liegt und Cornelli geht an allem vorbei und hebt den Kopf nicht auf."

Marthe war viel zu beſcheiden, zu ſagen, wie gern ſie ihrem jungen Hausbewohner ein Körbchen voll der ſchönen Pfläumchen hinabbringen würde; ſie hatte ja gar keine Früchte für ihn, wie müßten ſolche ihm gut ſchmecken! Aber er war ja nun bei ihr; ſie würde für ſich reden, das konnte ſie nicht thun. „Ja, Eſter", ſagte ſie dann, „ich habe es wohl bemerkt, daß Cornelli ſo verändert iſt. Es kommt, will's Gott, wieder beſſer. Das Kind muß ſich eben in ein neues Leben hineingewöhnen, aber es thut ihm ja ſo gut, daß jemand da iſt, der ſo ſeine Erziehung leitet, wie ſie doch ſein muß für ſo ein Kind."

Die Eſter zuckte bedeutungsvoll die Achſeln; ſie ſagte nichts.

„Iſt das Kind wohl noch im Zimmer drinnen, oder ſchon hinaus, Eſter, wißt Ihr's nicht? Ich hätte ihm ſo gern geſagt, es ſoll doch einmal wieder zu mir kommen, weil Ihr doch ſagt, die Damen hätten nichts dagegen."

Die Eſter brauchte nicht zu antworten. In dem Augenblick kam Cornelli durch den Gang herangeſchlichen. Als ſie Marthe erblickte, die aus der Thüre trat, ging ein Freudenſchein über ihr Geſicht; ſie kam ſchnell heran, die Alte zu grüßen.

„Ich kam um zu ſehen, ob du vielleicht krank ſeieſt, oder ob dir ſonſt etwas im Wege liege, daß du gar nicht mehr zu mir kommſt", ſagte Marthe, immer noch in herzlicher Weiſe Cornellis Hand feſthaltend. „Die Zeit iſt mir ſo lang geworden, ſeit du bei mir warſt."

„Mir auch“, ſagte Cornelli mit rauher Stimme.

„So komm doch nur bald wieder, morgen und alle Tage, wie du's ja thateſt“, bat Marthe.

„Nein, ich komme nicht“, gab Cornelli zurück.

„Warum denn auch nicht, Cornelli?“ fragte Marthe ängſtlich.

„Weil der Bub' da iſt. Ich kann ihn nicht leiden und er kann mich auch nicht leiden“, behauptete Cornelli.

Über dieſen Irrtum mußte die Marthe ſich ſehr ereifern. Sie berichtete, wie im Gegenteil Dino jeden Tag nach Cornelli gefragt habe und ſo froh wäre, wenn ſie wieder kommen würde. Er hätte ja ſonſt gar keinen Spielgenoſſen, und ſo allein zu bleiben den ganzen Tag, ſei doch auch langweilig für ihn. Daß Cornelli ihn nicht leiden könne, daran ſei er gewiß nicht ſchuld; er habe es nicht ſo mit ihr, ſonſt würde er nicht ſo ſehr wünſchen, daß ſie wiederkomme. „Und ſag mir doch nur, Cornelli“, ſchloß Marthe, „warum kannſt du den artigen Dino nicht leiden?“

„So will ich morgen wieder zu dir kommen“, war Cornellis Antwort. Sie genügte der Marthe. Sehr erfreut verabſchiedete ſich dieſe nun, nahm aber dem Kinde noch einmal das Verſprechen ab, daß es morgen kommen wolle, um ein wenig bei der alten Freundin und bei ihrem neuen Hausgenoſſen zu bleiben.

Cornelli traf am anderen Tag richtig zur gewohnten Zeit gegen Abend bei Marthe ein. Sie ſtand bei ihren Nelkenſtöcken auf der kleinen Galerie und erwartete den Beſuch, denn ſie hatte ihn ſchon herankommen ſehen.

„Dino freut ſich, daß du kommſt, Cornelli“, ſagte Marthe, dem Kinde ihre Hand entgegenſtreckend, „er iſt eben vom Milchtrinken heimgekommen; ſieh, da kommt er ſchon.“

Dino hatte gehört, daß die Erwartete angekommen war; er hatte die Thür geöffnet und trat nun heraus. „Warum biſt du ſo lang nicht wiedergekommen?“ ſagte er, Cornelli die Hand reichend; „ich habe dich jeden Tag erwartet.“

Cornelli antwortete nicht. Sie traten mit einander in die Stube ein und ſetzten ſich wie am erſten Tage ihres Zuſammenſeins an den Tiſch hin. Marthe ging hinaus. Sie wußte wohl, daß die Kinder ſich am beſten wieder zuſammenfinden würden, wenn ſie allein waren, und ſie wünſchte, daß dieſe beiden recht gute Freunde würden.

„Dein weißes Zicklein wird nun jeden Tag netter“, ſagte Dino. „Es trägt immer noch das rote Band und macht ſo luſtige Sprünge, du ſollteſt es nur einmal wiederſehen.“

„Es iſt mir gleich, ob ich es wiederſehe oder nicht, es iſt mir alles ganz gleich“, warf Cornelli unfreundlich hin.

„Nein, das iſt nicht wahr“, ſagte Dino ganz freundlich lachend, „wenn man ſo ſagt wie du und in einem ſolchen Ton, dann iſt es einem erſt recht nicht gleich um eine Sache; man iſt nur erbittert, weil man nicht dazu kommen kann. Das weiß ich ganz gut; ich mache es auch ſo.“

Cornelli war ſo erſtaunt über Dinos Kenntnis der Lage, daß ſie ihn ſchweigend anſtarrte.

„Ja, ich weiß ganz gut wie es iſt“, wiederholte er, „aber du haſt ja gar keine Urſache, dich zu erbittern; du

haſt ja das ſchönſte Leben, das man nur haben kann. Alle Morgen und alle Abend denke ich ſo, wenn ich zur Milch in den Stall gehe und drüben im Garten die prachtvollen Früchte ſehe, einen Baum ganz voll goldener Pflaumen und alle die Beeren an den Sträuchern. Und dann im Stall die zwei ſchönen Pferde, die von den anderen abgeſondert ſtehen, und Mathis erzählte mir, dein Vater fahre alle Wochen aus mit dir, und du könneſt alles haben im Garten und überall herum, weil du das einzige Kind biſt im Hauſe."

„Ja, wenn nur zwölf oder zwanzig Kinder im Hauſe wären, dann wäre es ſchon anders", brach Cornelli leidenſchaftlich los, „aber ſo bin ich ja ganz allein und kann niemand ein Wort ſagen, und wenn man ſo iſt, daß alle Menſchen einen haſſen und verachten, und wenn kein Menſch auf der Welt einem helfen kann und es dann immer ärger wird — du weißt ja gar nicht wie es iſt; am liebſten wollte ich gleich ſterben —", hier brach Cornelli plötzlich in Weinen aus. Sie legte den Kopf auf den Tiſch und ſchluchzte.

Dino ſah ganz erſchrocken aus; er hatte Cornelli nicht traurig machen wollen; er verſtand auch gar nicht, was ſie ſagte von Haſſen und Verachten, aber daß ſie keine Mutter hatte, fiel ihm wieder ein; das war etwas ſo Trauriges, daß er Cornellis Thränen begriff. Es war ja wohl zum Weinen, viel eher, als daß ſie das einzige Kind war. Der Gedanke ſtimmte ihn auch ſo teilnehmend für das weinende Kind, daß er in ganz weichem Tone ſagte: „Komm, Cor-

nelli; es iſt ja furchtbar traurig, daß du keine Mutter haſt, aber du mußt doch nicht denken, daß du ſo allein biſt, daß kein Menſch dir helfen will. Siehſt du, ich will nun dein Freund ſein und will dir helfen; aber du mußt mir auch recht ſagen, was dir ſo leid thut; ich weiß es ja nicht und ich verſtehe nicht, was du geſagt haſt; du mußt es mir recht deutlich erklären."

„Das kann ich nicht, keinem Menſchen", ſchluchzte Cornelli auf.

„Doch, doch, das kannſt du, komm nur und weine nicht mehr und ſag mir alles, dann kann ich dir ſchon helfen, ich finde gewiß einen Weg. Komm, ſag mir's."

Dino nahm Cornelli bei der Hand und zog ihr dieſe leiſe von den Augen.

„Nein, nein, ich kann nicht", ſagte ſie angſtvoll.

„Doch, du kannſt; komm, zuerſt wollen wir das Haar wegſtreichen; es klebt ja wieder ganz an der Stirn und auf den Augen; du kannſt ja nicht ſehen ſo."

Dino ſtrich das tief hereinhangende, klebende Haar ſo weit beiſeite, als er konnte.

„Jetzt ſiehſt du's, jetzt wirſt du ſchon ſehen, wie es iſt und einen ſchönen Lärm machen", rief Cornelli wie verzweifelt aus.

„Ich ſehe gar nichts, als daß du ſo tauſendmal beſſer ausſiehſt, als mit dieſen dicken, herunterhangenden Franſen im Geſicht", ſagte Dino.

„Nein, laß ſie ſein, ich weiß ja wohl, wie es iſt", ſchrie Cornelli, indem ſie verſuchte, die Haare zurückzuziehen; „du

willſt es nur nicht ſagen, weil du mein Freund ſein willſt, aber ich weiß es ja doch, und alle Menſchen ſehen es und haſſen mich."

„Darum weinſt du?" ſagte Dino ſehr erſtaunt. „Ich weiß aber gar nicht, was du meinſt. Du bildeſt dir gewiß etwas ein, das kein Menſch ſieht; man macht es manchmal ſo."

„Nein, das thue ich nicht, und es giebt wohl Menſchen, die es ſehen; ich weiß es ganz gut. Du mußt nicht glauben, daß ich etwas erfinde, dann würde ich nicht eine ſolche Angſt haben, daß ich manchmal lang, lang nicht einſchlafen kann und immer denken muß: nun kommt es ärger und ärger und zuletzt kann man es nicht mehr zudecken, und dann iſt kein Menſch mehr, der mich nicht haßt, wenn er mich anſieht, und du auch nicht, ich weiß es ganz gut."

„Jetzt will ich dir gleich ſchwören, daß ich dich nicht haſſen will, was auch zum Vorſchein komme", rief Dino in hellem Eifer aus. „Sag mir nur endlich, was du meinſt. Thu's doch, ich kann dir vielleicht helfen oder einen guten Rat geben; ſag mir's nur, du weißt jetzt, daß ich dein Freund bleiben will, es mag zum Vorſchein kommen, was nur will."

Cornelli zögerte noch.

„Aber ſpäter, wenn es dann noch ganz anders iſt, willſt du dann noch mein Freund ſein, wenn ſonſt gar kein Menſch mein Freund ſein will?" fragte ſie eindringlich.

„Ja, das verſpreche ich dir in die Hand hinein!" ſagte

Dino und ſeinen Worten folgte ſogleich ein feſter Handſchlag. „So, nun ſiehſt du, daß es gilt, denn das kann nie zurückgenommen werden, was man ſo in die Hand verſprochen hat. Jetzt biſt du ganz ſicher; ich bleibe dein Freund für immer.“

Über Cornellis Geſicht flog ein Freudenſtrahl; nun hatte ſie einen Freund für alle Zeit, was auch kommen ſollte, das war ſichtlich ein großer Troſt für ſie.

„So will ich dir ſagen, was es iſt; aber du mußt mir verſprechen, daß du es keinem Menſchen auf der ganzen Welt ſagen willſt, niemals, ſo lang' du lebſt.“

Dino verſprach abermals in die Hand hinein.

„Siehſt du, hier“, ſagte jetzt Cornelli ein wenig zaghaft, ihre Fetzen aus dem Geſicht ſtreichend, „hier auf beiden Seiten der Stirn habe ich große Buckel und die wachſen immer, und jedesmal wenn ich ein böſes Geſicht mache und die Stirn zuſammenziehe, wachſen ſie noch viel mehr als ſonſt. Aber ich muß faſt immer ein böſes Geſicht machen, denn jetzt kann ich gar nicht mehr fröhlich ſein und kann nie, nie mehr lachen. Und ſo wachſen die Buckel alle Tage höher und zuletzt werden ſie ſo wie Hörner und alle Menſchen haben einen Abſcheu vor mir, weil es ſonſt niemand ſo hat. Und ich kann nichts machen, als nur ſie verbergen, aber zuletzt kommen ſie dann ſo heraus, daß ich ſie nicht mehr decken kann mit dem Haar; dann ſehen ſie alle Menſchen und haſſen mich und alle Kinder werfen mir gewiß Steine nach. O!“

Cornelli legte den Kopf wieder auf ihre Arme und

ſtöhnte in ihrem großen Leid. Ganz erſtaunt hatte Dino zugehört; ſo etwas hatte er noch nie vernommen.

„Aber Cornelli“, ſagte er, „warum ziehſt du denn auch die Stirn zuſammen, wenn die Buckel doch dann immer größer werden? Es wäre ja viel beſſer, du würdeſt an lauter luſtige Sachen denken und lachen und ein fröhliches Geſicht machen, dann würden ſie vielleicht ganz vergehen.“

„Ich kann nicht! Ich kann ja nicht mehr“, jammerte Cornelli. „Ich weiß wohl, daß ich ein böſes Geſicht mache und ſo häßlich bin, daß man mich nicht anſehen mag; eben darum muß ich noch viel mehr das Geſicht zuſammenziehen, wenn man auf mich ſieht, weil ich weiß, nun denkt man gleich, daß ich ſcheußlich bin. Und fröhlich ſein und lachen kann ich nie mehr, weil ich immer denken muß, nun kommt das Schreckliche auf meinem Kopf immer ärger und ich kann nichts machen, gar nichts! Du weißt nicht, wie das iſt und ſo lang' ich lebe muß ich ſo ſein und allen Menſchen zuwider. Du könnteſt auch nicht mehr lachen, wenn du ſo wäreſt, das weiß ich.“

„Siehſt du, du müßteſt nur an etwas ganz anderes denken, dann würdeſt du dieſe ganze Sache vergeſſen, und es käme dir nachher nicht mehr ſo vor, wie jetzt. Du denkſt ja immer fort dasſelbe, da glaubſt du natürlich immer ſtärker daran. Laß nur alles fahren, dann kommt's ſicher wieder beſſer“, ſagte Dino, der nicht ſo recht wußte, was an der Sache war. „Komm, ich erzähle dir gleich eine Geſchichte, das bringt dich auf ganz andere Gedanken:

Es war einmal eine alte Kupferpfanne — ſiehſt du, jetzt haſt du ſchon gelacht!“

„Ja, das wird auch eine ſchöne Geſchichte ſein, von einer alten Kupferpfanne!“ rief Cornelli aus.

„Doch freilich, es iſt eine ſchöne Geſchichte“, verſicherte Dino, „hör nur weiter: Sie hatte einen Stiefbruder, der war ein Waſchkeſſel — jetzt haſt du ſchon wieder gelacht, ſiehſt du! So iſt's recht. — Da gingen ſie miteinander nach Paris; da war eben eine Revolution.“

„Was iſt eine Revolution?“ fragte Cornelli geſpannt.

„Siehſt du, wie die Geſchichte dich intereſſiert“, ſagte Dino erfreut. „Du haſt auch ſchon faſt gar keine Runzeln mehr auf der Stirn, weil du ſo gut aufpaſſeſt; hab' ich's nicht gut erraten, was du thun mußt? Nun will ich weiter fahren: Eine Revolution iſt, wenn keiner mehr an dem Platz bleiben will, wo er hingehört, und alles aus dem Leim geht.“

„Ja, aus dem Leim“, fiel Cornelli ungläubig ein. „Leim braucht man ja, um an den Stühlen die Beine wieder feſt zu machen, wenn ſie wackeln.“

„Geradeſo“, ſtimmte Dino bei, „ſiehſt du, wenn alle Geſetze und alle Ordnungen ſo zu wackeln anfangen, wie die Stühle, denen der Leim abfällt, und dann alles auseinanderkracht und übereinanderfällt, dann iſt alles aus dem Leim gegangen, verſtehſt du?“

„Ja, wie ging's denn weiter“, wollte Cornelli wiſſen.

„Das gefiel den beiden Reiſenden wohl“, fuhr Dino fort, „denn ſie hatten viel unzufriedene Gedanken in ihrem

Innern. Die Kupferpfanne hatte ſchon lange gedacht, ſie wollte auch lieber etwas anderes ſein und nicht immer fettes Zeug kochen und Ruß untenher tragen; ſie könnte wohl etwas Beſſeres ſein. Der Waſchkeſſel hatte ähnliche Gedanken. Er dachte, er könnte ſo gut ein ſchöner Theekeſſel ſein wie jeder andere, und dabei auf einem Herrentiſch und nicht in einer Waſchküche ſtehen. Da gingen beide in die Revolution und machten mit. Da kamen ſie zu großem Anſehen und hielten viele öffentliche Reden, denn ſie konnten ſehr gut ſprechen; der Waſchkeſſel hatte es von den Wäſcherinnen gelernt und die Kupferpfanne von der Köchin. Da wurden ſie gefragt, welche Stellung ſie einnehmen wollten. Da wollte die Kupferpfanne ein Eisſchrank werden, der glitzerte von außen von dem ſchönen Holz und von innen von dem prächtigen Eis. Und der Waſchkeſſel begehrte ein Theekeſſel zu ſein und auf einen Herrentiſch zu kommen. Da wurden ſie beide, was ſie wünſchten. Aber die Kupferpfanne war an das behagliche Feuer gewöhnt und fing, als nun das erſtarrende Eis ſie ringsum ausfüllte, ſo entſetzlich zu frieren und zu ſchlottern an, daß ſie fortwährend zähneklappernd umherſpähte, ob kein Feuerchen zu erblicken ſei. Aber man brachte nie ein Spänchen in ihre Nähe und dazu erlitt ſie einen unerträglichen Hunger, denn ſie hatte andere Nahrung zu ſich genommen, als ſtets fort die fetteſten Biſſen in ihr geſchmort hatten. Nun konnte ſie Eisklümpchen ſchlucken, wenn ſie wollte, weiter nichts. Daß alles glänzte an ihr, konnte ſie nicht mehr freuen, da ſie immer nur denken mußte: Er-

frieren und Verhungern iſt ſchrecklich. Unterdeſſen ſtand der Theekeſſel auf einem ſchön gedeckten Herrentiſch. Viele junge, ſehr geſchmückte Damen und Herren ſaßen um den Tiſch und aßen aus lauter feinen Schalen und Tellern mit goldenem Rand. Das ſchmeichelte dem Theekeſſel und er ſagte bei ſich: Jetzt kann ich es mit allen aufnehmen. Da ſagte eine der Damen: Ich rieche Harzſeife, ich glaube, es kommt vom Theekeſſel her, was ſoll das heißen? Da lachte ihr Nachbar und ſagte: Ich habe ſchon lange ſo etwas gemerkt; ich will nicht hoffen, daß der ſchon zum Strümpfewaſchen gedient hat. Da ſchauten ſie alle nach dem Theekeſſel und rochen hin und rümpften verächtlich die Naſe. Da verlor der Theekeſſel ſeine Sicherheit, denn er wußte wohl, wieviel hundert Paar Strümpfe in ihm waren ausgekocht worden, aber er hatte keine Ahnung davon gehabt, daß ihm der Harzſeifengeruch noch in der neuen Geſtalt anhaften könnte. Es wurde ihm ganz eng und ſchwül in der Geſellſchaft, und er dachte nur noch darauf, wie er wohl entrinnen und wieder dahin zurückkommen könnte, wo ihm wohl geweſen und wo ihn alle in Ehren gehalten hatten; denn er war ein ſehr tüchtiger Waſchkeſſel geweſen. Da war die Revolution auf einmal zu Ende. Da ſagte die Frau vom Hauſe, wo der Eisſchrank ſtand: Nein, dieſen ekeligen Eisſchrank, den ſie mir in der Revolution gegen meinen guten, alten Schrank aufgedrungen haben, will ich nicht mehr; alles Eis, das daraus kommt, ſchmeckt nach Zwiebelſuppe. Solche Suppe nämlich hatte die Kupferpfanne immer beſonders ſchmackhaft geliefert. Lulu, werf Er ihn zum alten

Eiſen. Da packten Lulu, der Bediente, und Lala, die Dienſtmagd, den Eisſchrank von beiden Seiten an und mit einem furchtbaren Wurf ſchmiſſen ſie ihn auf den Haufen von altem Eiſen, Knochen und Kehrricht nieder, der im Hinterhof lag, und ſo gewaltſam war der Wurf, daß alles am Eisſchrank krachte. Als nun die ehemalige Kupferpfanne fühlte, daß ihr alle Glieder auseinandergingen und alles ein ſchlimmes Ende nehmen mußte, rief ſie ſtöhnend: O, wäre ich nie in die Revolution gegangen! Wäre ich doch daheim über meinem gemütlichen Kohlenfeuer! O, wäre ich nie — da war ſie gänzlich verkracht. An demſelben Tage ſagte die junge Dame, auf deren Tiſch der Theekeſſel ſtand: Nun hab' ich genug von dieſem Harzſeifenſieder; ich will einen geborenen Theekeſſel haben und nicht einen nachgemachten; fort mit dem! Da erfaßte der Diener den Theekeſſel und ſchmetterte ihn auf den Haufen Abgang im Hinterhof nieder. Das war gerade derſelbe Hinterhof, auf den die Stiefſchweſter geworfen worden war, und der Stiefbruder zerbrach ſich und ihr im Falle die letzten Knochen. Da ſchrie er vor Schmerzen auf: O, wär' ich nie in die Revolution gegangen! O, wär' ich wieder daheim in meinem friedlich dampfenden Waſchhaus. Da wurde er noch völlig zuſammengequetſcht von den alten Revolutionsflinten, die von oben herunter geworfen wurden. Nun iſt die Geſchichte aus."

„Ja, ſie hatten recht, wären ſie doch nicht in die Revolution gegangen", ſagte Cornelli teilnehmend.

„Ja, und ich habe auch recht", rief Dino triumphierend

aus, „ſiehſt du, Cornelli, wie das geholfen hat, daß du nicht mehr an deine kurioſe Beulengeſchichte denken konnteſt; du haſt keine einzige Runzel mehr auf der Stirn, und deine Haare haſt du alle weggeſtrichen; du biſt wie ein ganz anderes Kind; man kennt dich gar nicht mehr.“

Wirklich hatte Cornelli im Eifer des Zuhörens und um kein Wort der Geſchichte zu verlieren, alle ihre hereinhangenden Fetzen zur Seite geſtrichen, denn dieſe genierten ſie ſehr in den Augen, und weil ſie nun gar nicht daran dachte, warum ſie ſo herunterhängen mußten, hatte Cornelli mit raſchem Griff alles aus der Stirn gewiſcht, und ihr ganzes Geſicht war hell geworden bei der ſpannenden Erzählung.

„Komm, ſieh ſelbſt, wie du ausſiehſt“, forderte Dino ſie auf, indem er den kleinen Spiegel von der Wand nahm und ihn Cornelli vorhielt.

„Nein, ich will nicht ſehen, wie es ausſieht“, ſchrie ſie auf, und augenblicklich hatte ſie alle Haare wieder tief im Geſicht, bis in die Augen hinein, und die Stirn in viele Runzeln zuſammengezogen.

„Thu nur nicht gleich ſo“, ſagte Dino, den Spiegel wieder aufhängend, „ich bin nur froh, daß ich jetzt ein Mittel kenne, wie ich dir helfen kann. Das will ich nun auch thun, du mußt nur jeden Tag kommen, verſprich mir's, dann wirſt du ſehen, wie du alles vergeſſen wirſt, was dich ſo ängſtlich machte, und zuletzt denkſt du gar nicht mehr daran und wirſt wieder ganz luſtig.“

Cornelli ſchüttelte den Kopf. „Nein, das glaub' ich

nicht", ſagte ſie; „du kannſt ja nicht machen, daß es nicht immer ärger kommt", ſagte ſie, ein wenig mehr Haare ins Geſicht ziehend. Sie ſchlug Dino aber doch zum Verſprechen in ſeine Hand ein. Es hatte ihr ſelbſt ſo gut gefallen, mit Dino zu ſein, daß ſie ſehr froh war, wiederzukommen.

Täglich wanderte Cornelli nun wieder nach dem Häuschen der Marthe hinüber, und dieſe weinte vor Freude, wenn ſie einmal wieder, nach ſo langer Zeit, Cornellis frohes Lachen aus dem Stübchen ertönen hörte, denn ſie hatte einen großen Kummer im Herzen darüber, daß das früher ſo fröhliche Kind ſo ganz verändert war. Sie ließ am liebſten die Kinder allein miteinander, denn dann unterhielten ſie ſich fortwährend mit der größten Lebhaftigkeit; dann ertönte von Zeit zu Zeit immer wieder ein herzerfreuendes Gelächter, und Marthe dachte, das ſollte durch nichts geſtört und unterbrochen werden. Sie hatte wohl bemerkt, wie es mit Cornelli war. Da konnte ſie einer neuen Geſchichte von Dino mit einem Feuereifer zuhören, als ob ſie vorweg alles ſelbſt erlebte; und in dem brennenden Eifer wurde alles Haar zurückgeworfen, die Augen fingen zu funkeln an wie vor Zeiten, und ein helllachendes Geſicht ſchaute zu dem Erzähler auf; alles andere war vergeſſen. Erinnerte aber irgendetwas Cornelli an ihr eigenes Leben und Weſen, ſo war plötzlich aller Sonnenſchein aus dem Geſicht verſchwunden, die Stirn in Runzeln gezogen, und die ſchauerlichen Fetzen hingen wieder tief in die Augen.

So ſuchte Marthe die Kinder ſo ungeſtört als möglich bei ihren Unterhaltungen zu laſſen; ſie erhoffte ſo viel für Cornelli von dieſem täglichen Zuſammenſein mit dem frohen Kameraden, auf deſſen ſonniger Stirn nie eine Falte zu ſehen war und der ſo ſchnell die Schatten auf Cornellis Geſicht verſcheuchen konnte. Sobald aber Cornelli das Häuschen verlaſſen hatte und ihrem Garten zuwanderte, kam alles in den alten Zuſtand, und Marthe, die dem Kinde jedesmal ſorglich nachſchaute, konnte gut ſehen, wie die ſchrecklichen Haarſträhne ſchon wieder das liebe Kindergeſicht entſtellten. Dann ſeufzte ſie tief auf und ſagte bei ſich: Es iſt wie eine Krankheit; wer doch da helfen könnte! O, wenn unſere ſelige Frau das ſehen müßte, ihr einziges, liebes Kind ſo entſtellt!

Cornelli war erſtaunt, daß es ſchon wieder Sonnabendabend war; die zwei letzten Wochen waren ſo ſchnell vergangen.

Sie lief durch den Garten. Unter dem Pflaumenbaum lagen die letzten, prächtig ausgereiften dunkelgoldenen Mirabellen. Cornelli hob ſie auf; ſie waren ſo ſchön anzuſehen, aber dies Jahr hatte ſie keine Freude daran haben können. Sie nahm die Früchte mit und legte ſie, bei der Marthe angekommen, auf den Tiſch.

„O, wie ſchöne, goldgelbe Pfläumchen, die ſchmecken gewiß wie lauter Honig!“ rief Dino aus, „ſie ſind von dem Baum in euerm Garten. Wenn die Sonne am Morgen darauf ſchien, glitzerte es an allen Zweigen rotgolden, wie an einem Weihnachtsbaum.“

„Ja, ſie ſind von dem Baum, willſt du ſie eſſen?“ fragte Cornelli.

„Ja, gern, aber du mußt mithalten“, ſagte Dino.

„Nein, ich will nicht“, gab Cornelli zurück. „Probier' ob ſie gut ſind. Wenn du ſie nicht magſt, ſo kannſt du ſie nur liegen laſſen; die Vögel können ſie haben.“

„O, da giebt es ja gar nichts, das ſo ſüß und kräftig zugleich ſchmeckte, wie dieſe Goldpfläumchen!“ rief Dino aus, indem er eine nach der andern von den ſonnedurchkochten Pflaumen behaglich verſpeiſte.

„Wie ſchade, daß ich nicht gewußt habe, wie gern du ſie magſt; du hätteſt mir es aber auch ſagen können“, meinte Cornelli. „Jetzt ſind ja gar keine mehr am Baum; das ſind die letzten, die im Gras lagen. Aber weißt du, jetzt kommen die Roſenbirnen; die ſind auch gut, noch beſſer; von denen will ich dir alle Tage bringen.“

„Ja, das wäre recht nett, ſo ein Birnengelage täglich mit dir abzuhalten“, ſagte Dino, die letzte rötliche Pflaume erſt noch bewundernd, bevor ſie vertilgt werden ſollte, „aber du haſt gut ſagen, Cornelli; du bleibſt unter dem ſchönen Birnbaum und ich habe abzufahren, um täglich wieder hinter den Schulhausmauern zu kauern und zu bedauern.“

„Du gehſt doch nicht fort“, ſagte Cornelli erſchrocken.

Es war ihr gar nicht eingefallen, daß dieſes Zuſammenleben ein Ende haben könnte.

„Ja doch, ich muß, ſonſt bliebe ich noch lang' hier bei der guten Frau Marthe. Die iſt ſo gut, wie ich gar

keinen Menſchen kenne, als gerade meine Mutter, eine Sorgfalt hat ſie für mich, als wär' ich ein Seidenwurm."

„Ja, dann iſt alles aus, wenn du gehſt", ſagte Cornelli in einem Ton, als wäre Dino ihr Feind, dem ſie die bitterſte Kränkung vorzuwerfen hätte, und ihre Augen funkelten unter den ſchwarzen Fetzen wie glühende Kohlen hervor.

Jetzt wandte ſie ſich ab, ganz ſo, als wollte ſie ſagen: „Dann will ich auch von allem gar nichts mehr wiſſen." Aber Dino verſtand den Sinn dieſes Zornausbruchs.

„Nein, Cornelli, kehr du dich wieder um", ſagte er beſchwichtigend; „gerade das Gegenteil von dem, was du ſagſt, kommt jetzt. Nun iſt nicht alles aus, ſondern es hat angefangen. Heute habe ich mit der Frau Marthe ausgemacht, daß ich übers Jahr im Sommer wiederkomme, und dann jedes Jahr immerzu, bis wir ganz alt ſind und ſchon weiße Haare haben, du und ich."

Aber Cornelli ſah nur vor ſich, was eben jetzt ſein mußte; ſie konnte nicht ſo ſchnell umkehren.

„Ja, bis übers Jahr iſt's ſo furchtbar lang, daß du hundertmal alles vergiſſeſt bis dann", ſtieß ſie heraus, ſo als läge ſie im heftigſten Streit mit ihrem Genoſſen.

„Nein, das thue ich nicht", ſagte Dino ruhig, „nicht ein einziges Mal, geſchweige denn hundert; ich will dir's ſchon beweiſen, Cornelli. Nun wollen wir uns noch recht luſtig machen zuſammen und uns freuen, daß ich noch vier Tage dableiben werde und daß ich nachher immer wiederkomme, und unterdeſſen wird dann auch das Geißlein groß,

dann fahren wir aus zuſammen; ich bin der Kutſcher und du biſt die Dame im Wagen, das wird prachtvoll!“

Aber Cornelli kam zu keinem rechten Luſtigſein mehr. Sie ſah immer den Augenblick vor ſich, da Dino Abſchied nehmen und dann alles aus ſein würde. Der Augenblick kam auch ſchnell genug heran, und als der Abſchied im Häuschen der Marthe, wohin Cornelli am frühen Morgen gekommen, vorüber war und Dino davonfuhr, da legte Cornelli ihren Kopf auf den Tiſch in ihre Arme gedrückt und weinte zum Erbarmen, und die betrübte Marthe ſaß neben ihr und weinte leiſe mit.

Am Abend desſelben Tages, als das Nachteſſen zu Ende war und Cornelli aufſtand, um das Zimmer zu verlaſſen, ſagte die Couſine: „Du haſt heute kein einziges Wort geſprochen; es wird ärger mit dir, nicht beſſer; ſoll dein Vater, wenn er heimkehrt, dich ſchlimmer finden, als er dich verlaſſen hat?“

„Gute Nacht“, ſagte Cornelli in unfreundlichem Ton und verließ das Zimmer ohne aufzuſchauen.

„Es iſt abſolut nichts mit ihr zu machen, du ſiehſt es ſelbſt, Betty, wenn du auch lange geglaubt haſt, nach und nach werden wir doch eine Änderung zum guten erreichen“, ſagte Fräulein Dorner, als Cornelli die Thür geſchloſſen hatte. „Haben wir mit allem Wohlmeinen irgendetwas erreicht, das den Vater freuen könnte, wenn er wieder mit dieſem Kinde leben ſoll? Anſtatt ſein einſames Leben zu erheitern, wird es ein ſteter Ärger und Anſtoß für ihn ſein. Schon dieſer Anblick! Haſt du je ſolchen Eigenſinn

geſehen, wie das Kind in dieſer Richtung an den Tag legt?“

„Nein, wirklich nie“, entgegnete die Freundin; „es iſt geradezu, als ob alle Worte dahin geſprochen, die entgegengeſetzte Wirkung bei dem Kinde gehabt hätten; die Entſtellung des Kopfes wurde mit jedem Male ärger, je deutlicher man ihm machte, wie ſchrecklich es ausſehe. Ich möchte wiſſen, wie dieſer Eigenſinn gebrochen werden könnte, ob mit ungeheurer Strenge oder damit, daß man Cornelli mit anderen Kindern zuſammenbrächte, die ſie durch Auslachen kurieren würden.“

„Ich thue nichts und ſage nichts mehr, es hilft ja doch nichts“, ſchloß Fräulein Dorner. „Mein Vetter ſoll ſelbſt entſcheiden, was mit dem Kinde gethan werden ſoll. Aber eins weiß ich ſicher, was man auch thue: dieſes Kind wird ſeinem Vater niemals zur Freude werden.“

7. Kapitel.

Neues Leid.

Alle Obſtbäume im Garten des Direktors hingen voll lachender Früchte. Der Herbſt war gekommen. Hochrote Äpfel und goldene Butterbirnen ſchimmerten zwiſchen all' den grünen Zweigen, und honigträufelnd fielen die dunkelblauen Zwetſchen da und dort von den beladenen Bäumen nieder. Wer am Garten vorüberkam, mußte ſtill ſtehen und bewundernd den Reichtum betrachten, und mehr als einer hatte die größte Luſt, über die Hecke zu ſpringen, um eine der goldenen Birnen zu erhaſchen.

Cornelli ſaß auf ihrer Bank unter dem Haſelnußbaume und ſtarrte vor ſich hin. Eben kam Mathis vom Stalle hergegangen; er hatte den guten Rock angezogen; da mußte etwas Beſonderes vor ſich gehen.

„Willſt du mit, Cornelli?", fragte er, an die Bank herantretend, wo ſie ſaß. „Ich ſpanne gleich ein; der Papa kommt auf elf Uhr an. Ich fahre zum See hinunter, ihn abzuholen. Komm, die Braunen werden gut traben, die haben lang genug ausgeruht. Komm mit, das wird luſtig."

Cornelli ſchüttelte den Kopf.

„Nicht?“ ſagte Mathis enttäuſcht, „nun hätte ich doch gewettet, das wäre eine Freude für dich, ſo in den Morgen hinauszutraben mit den luſtigen Roſſen und den Papa heimzuholen. Soll ich dir dort die Birnen herunterholen? Auch nicht?“ Jetzt ſchüttelte auch Mathis den Kopf und ging weiter. „Wenn doch unſer Herr ein halbes Dutzend Buben hätte und noch gerade ſo viele Mädel, wie wär's dann ſchön auf unſerem Gut! Dann hingen nicht ſolche Prachtsbirnen traurig und verlaſſen an den Bäumen“, murmelte er im Fortgehen, „und keine Freude haben am Ausfahren mit ſolchen zwei Roſſen!“

Cornelli war aufgeſtanden; ſie hatte Herrn Malinger eintreten ſehen. Die Zeit der Unterrichtsſtunden war da. Der Lehrer ſaß jetzt meiſtens kopfſchüttelnd neben ſeiner Schülerin; er hatte ſeine ganze Langmut nötig, um die völlige Gleichgültigkeit derſelben gegen alles, was ſie erlernen ſollte, zu ertragen. Auch heute war es nicht anders, und als die zwei Stunden zu Ende waren und ſoeben der Wagen am Hauſe vorfuhr, der den Vater heimbrachte, da mußte Herr Malinger ſich ſehr verwundern, als ſeine Schülerin nicht in Freude aufſprang und davonrannte, ſondern ſcheu durch das Fenſter blickte und ſich nicht regte.

„Du darfſt gehen, Cornelli, es iſt der Papa; der Unterricht iſt zu Ende.“

Der Lehrer ging.

Cornelli hörte wie der Vater hereinkam, und von den Damen mit lauten Freudenrufen begrüßt wurde. Jetzt zer-

drückte ſie eine Thräne, die ihr aufgeſtiegen war, dann ging ſie zum Zimmer hinüber, wo der Vater eingetreten war.

„Grüß Gott, mein Kind! Kommſt du endlich?“ rief der Vater ihr fröhlich entgegen; „aber wie ſiehſt du aus, Cornelli?“ fuhr er mit veränderter Stimme fort, „was iſt das?“ Cornelli hatte ihm ſtumm die Hand gegeben; ſie ſchaute ſcheu auf die Seite dazu. „Was iſt denn mit dir? Wie ſiehſt du nur aus? Dich kennt man ja gar nicht mehr! Streich dir dies Zigeunerhaar aus der Stirn! Warum ſiehſt du mich denn nicht fröhlich an? Was ſchauſt du weg? Nun freue ich mich monatelang auf meine Heimkehr, auf meine Tochter, die während meiner Abweſenheit viel gewonnen hat, wie ich denke, und wie finde ich dich, Cornelli?“ Der Vater ſchaute in Schmerz und Ärger auf das abgewandte Kind. Es ſprach kein Wort; auf dem halb in Haarfetzen verſteckten Geſicht lag es wie graue Wolken, die in einen böſen Regen auszubrechen drohten.

„Wir wollen nachher über alles ſprechen, Friedrich, jetzt laß uns den erſten Augenblick deiner Heimkehr freudig feiern, den ſollſt du genießen und nicht dir ihn trüben laſſen durch allerlei traurige Gedanken“, ſagte die Couſine, den Vetter zum Tiſch hinführend, der feſtlich geſchmückt und mit allen guten Dingen beſetzt war, welche die Eſter als des Herrn Lieblingsgerichte kannte. Aber die Gedanken des Heimgekehrten waren ſo ſehr getrübt, daß die feſtliche Tafel ſie nicht erhellen konnte. Kaum berührte der Direktor die ſchönen Gerichte, die ihm geboten wurden. Immer und immer wieder ſchaute er auf ſein Kind, das mit ge-

ſenktem Kopf ſtumm vor ihm ſaß und nur dann und wann einen ſcheuen Blick auf ihn warf. Das Eſſen verlief in wenig feſtlicher Weiſe; man konnte wohl bemerken, wie der Direktor ſich zu den wenigen Worten zwang, die er ſprach, wie ſeine Gedanken ihn in Anſpruch nahmen und von welch' wenig erfreulicher Art ſie ſein mußten. Sobald es anging, ſtand er vom Tiſch auf und lief weg. Die Couſine ſchaute ihm nach.

„Er geht zu den Werkſtätten hinüber", ſagte ſie zu der Freundin, die allein mit ihr geblieben war; Cornelli hatte gleich nach dem Vater das Zimmer verlaſſen; „es hat ihn mehr mitgenommen, als ich dachte; er muß ſeiner Aufregung ein wenig Luft machen, die Arbeiter drüben werden ihn etwas von ſeinem Eindrucke befreien, da wird er viel neues und hoffentlich Erfreuliches hören, von viel Arbeit und guten Geſchäften. Es iſt auch hart für ihn, ſeine ganze, raſtloſe Thätigkeit für ein ſolches Kind fortzuſetzen. Aber es iſt nun einmal ſo, er muß ſich hineinfinden."

Nach einiger Zeit kam der Direktor zurückgelaufen; er ſah nicht aus, als wäre er drüben ſehr erfreut und beruhigt worden.

Die Damen hatten ſich wieder hingeſetzt, um ihn zum ſchwarzen Kaffe zu empfangen.

„Sie haben mir manches verdorben drüben", ſagte der Direktor, ſich zu den Damen ſetzend, „aber das alles kann ich verſchmerzen, mögen auch einige und ziemliche Verluſte die Folge davon ſein. Eins kann ich aber nicht verſchmerzen, nicht ertragen, mein Kind ſo wiederzuſehen. Es bietet

ja einen abſchreckenden Anblick dar und iſt wie ſtumpfſinnig geworden. Über meine Heimkehr zeigte es nicht die leiſeſte Freude, hat noch kein Wort geſprochen, ſeit ich da bin, hat mich noch nicht ein einziges Mal angeblickt, ſitzt die ganze Zeit da, als empfinde es ſeine Exiſtenz als ein wahres Unglück — es iſt nicht auszuhalten, was iſt nur mit dem Kinde vorgegangen?“ Der Direktor war aufgeſprungen; er lief in Aufregung durch das Zimmer.

„Mit dem Kinde iſt gar nichts vorgegangen, wir wenigſtens wiſſen von nichts, nicht wahr, Betty?“ ſagte die Couſine. „Wir haben beide geſucht, vor allem in deinem Intereſſe, aber auch, weil wir es nötig für das Kind fanden, ihm Sitte und Anſtand beizubringen, was ihm in hohem Maße mangelte. Aber ich muß es dir ausſprechen, Friedrich, ſo leid es mir thut, dein Kind iſt ſo ſchrecklich eigenſinnig angelegt, daß dagegen rein gar nichts zu machen iſt. Je mehr wir dagegen ankämpften und das Kind auf den rechten Weg bringen wollten, je ſchlimmer wurde alles, je deutlicher beharrte es auf ſeinem Eigenwillen. Was haben wir nur gegen dieſe Entſtellung mit ſeinen Haaren im Geſicht geſprochen und befohlen! Alles umſonſt; im Gegenteil, je mehr wir ſagten, je tiefer riß Cornelli die Haare in ihr Geſicht herein. Da gab ich ab, denn ich ſah, da kann ja nur Züchtigung helfen, und die wollte ich dir überlaſſen; dazu war ich nicht in dein Haus gekommen. Ob überhaupt Züchtigung bei ſolchem Eigenſinn hilft oder nur noch mehr verſtockt, wage ich nicht einmal zu entſcheiden; ich habe überhaupt in meinem Leben noch nie ein ſo verſtocktes

Kind geſehen. Wer dir dieſes Kind zurechtbringen könnte, den wollte ich bewundern.“

Der Direktor war mit immer unruhigeren Schritten im Zimmer auf- und niedergegangen; jetzt ſtand er mitten darin ſtill.

„Aber um des Himmels willen, es wird doch ein Kind von zehn Jahren noch zurecht zu bringen ſein!“ rief er aus. „Giebt es denn kein Mittel mehr, ein ſo junges Geſchöpf zu erziehen, als Züchtigung? Das iſt ein abſcheulicher Gedanke, davon will ich lieber nichts wiſſen. Weißt du denn keinen Rat? Was ſoll mit dem Kinde geſchehen? Die Damen müſſen doch wiſſen, wie man ein Mädchen auf-ziehen ſoll. Etwas muß geſchehen, und zwar ſofort. Ich bin ſchuld an der Vernachläſſigung des Kindes, ich habe es zu lange in den unrechten Händen gelaſſen. Was würde mir meine Cornelia ſagen, wenn ſie ihr Kind ſehen könnte!“ Der Direktor warf ſich auf ſeinen Stuhl nieder und legte die Hand vor ſein Geſicht.

„Beruhige dich, Friedrich, du haſt da keine Schuld, Naturanlagen ſind nun einmal Naturanlagen“, ſagte be-ſchwichtigend die Couſine. „Aber wir haben einen Gedan-ken gehabt, meine Freundin und ich, da wäre vielleicht noch ein Mittel, dem Kinde beizukommen: Wenn du es in ein Inſtitut nach der Stadt ſchickteſt, in ein ſolches, wo eine große Anzahl Kinder und junger Mädchen beiſammen ſind. Kinder thun ſich oft untereinander gut, indem ſie ſich an-einander reiben, ſich gegenſeitig ihre Unarten vorhalten und einander auslachen.

„Meinſt du, das könnte für Cornelli gut ſein?“ fragte der Vater zweifelnd. „Das Kind iſt nicht an ſolches Auslachen und ſolche Reibereien gewöhnt.“

„Um ſo mehr würden ſie ihm Eindruck machen, das iſt klar“, erwiderte die Couſine. „Glaub mir, es iſt das einzige Mittel, wenn noch etwas helfen kann, des Kindes Eigenſinn zu brechen. Es bringt dir kein Menſch das Kind mehr zurecht, wenn es nicht noch in ſolcher Schule mürbe gemacht werden kann; das kannſt du mir glauben, Friedrich.“

„Es iſt noch ſo jung“, ſagte der Vater mitleidig, „ſoll es ſchon in die Fremde, aus dem Vaterhaus weg! Aber du kannſt ja recht haben, hier kann es nicht beſſer werden mit dem Kinde, nur ſchlimmer, ſo wird es ſein müſſen. Weißt du mir einen Rat, wohin das Kind ſoll? Kennſt du ein Inſtitut, das du empfehlen kannſt?“

Die Couſine kannte ein ſolches, wie ſie ſagte, und wollte auch, um dem Vetter die Sache zu erleichtern, gleich Schritte für ihn thun, ſobald ſie wieder zuhauſe wäre. Umſonſt hoffte Fräulein Dorner, die Stimmung ihres Vetters würde ſich in kurzer Zeit ändern und er würde wieder der alte, fröhliche Geſellſchafter ſein. Er gab ſich zwar alle Mühe, ein unterhaltender Wirt für ſeine Gäſte zu ſein, wenn die Geſellſchaft zu Tiſche ſich zuſammenfand, aber immer wieder fielen ſeine Augen auf das Kind, das lautlos an ſeinem Platze ſaß und nicht aufſchaute. Dann ging ein tiefer Schatten über ſein Geſicht und man konnte bemerken, daß er Mühe hatte, wieder teil am Geſpräch zu nehmen. Jetzt hatte die Couſine genug von der unerfreulichen Haltung ihres Vetters.

Sie wollte das letzte verſuchen, ihn ein wenig aufzurütteln und zum Bewußtſein zu bringen. „Es iſt, als ſeiſt du in einem Grade in Anſpruch genommen, Friedrich, daß du deine Liebenswürdigkeit als Hauswirt faſt ein wenig vergiſſeſt“, ſagte ſie am dritten Tage nach ſeiner Rückkehr. „Wir gedenken nach der Stadt zurückzukehren; vielleicht biſt du damit einverſtanden.“

„Ich begreife vollkommen eueren Entſchluß“, entgegnete der Direktor entgegenkommend. „Du haſt recht; ich bin der unliebenswürdigſte Wirt, der gefunden werden kann, aber du mußt auch begreifen, daß dieſe Wendung mit meinem Kinde mir alle Freude genommen hat, und ich nur dem einen Gedanken nachgehen kann, wie da geholfen werden könnte. Ich hoffe, die Damen beſuchen mein Haus zu einer anderen, fröhlicheren Zeit wieder. Du haſt nur zu befehlen, auf wann du den Wagen wünſcheſt.“

Die Couſine hatte dieſe Antwort nicht erwartet. „Du gehſt wirklich zu weit, Friedrich“, ſagte ſie ärgerlich, „wie kann ein Mann ſo alles beiſeite ſetzen und ſein ganzes Denken umwerfen laſſen um eines ſolchen Kindes willen!“

„Du vergiſſeſt nur, daß es mein Kind iſt und das Kind meiner Cornelia“, erwiderte der Direktor; „wir wollen nicht mehr darüber ſprechen, wir würden uns doch nicht verſtehen; ich bin dir auch für deinen guten Willen zu viel Dank ſchuldig, um dir zum Schluß noch Ärger zu bereiten.“

Zwei Tage darauf ſtand der Wagen vor der Thür. Die Damen beſtiegen ihn. Auch Jungfer Mine ſtieg mit

ein. Sie hatte ſich ſo beliebt zu machen gewußt bei den beiden Damen, daß dieſe auf Minens Wunſch ſie mit nach der Stadt nehmen wollten, denn ſie begehrte Stadtjungfer zu werden und nicht mehr unter Landleuten zu leben. Die eine oder die andere der Damen würde ſie dann als Kammerjungfer anſtellen, welche von beiden es ſein ſollte, war noch zu beſtimmen. Die Eſter war ſehr entrüſtet darüber, daß Mine ſo ohne Grund ein gutes Haus verlaſſen konnte, wie das ihrige war, denn da ſie ſeit der Gründung des Haushalts darin gewaltet hatte, war die Ehre des Hauſes die ihrige. Sie ſtand wie geladen hinter ihrem Herrn, als dieſer die Hand zum letzten Abſchied in den Wagen ſtreckte.

Jungfer Mine ſchaute nach der anderen Seite, wo Cornelli ſtand: „Giebſt du einem nicht einmal eine letzte Hand? Das iſt recht freundlich von dir, ſo wie du überhaupt biſt“, ſagte ſie halblaut zu dem Kinde.

Jetzt ſchoß die Eſter los: „Jungfer Mine“, rief ſie ſo laut als möglich, „ſeien Sie denn auch ſo freundlich und erzählen Sie den Damen auf der Reiſe, wer auf dem Sofa geſtanden und die ſtaubigen Tritte dort hinterlaſſen hat.“

Mine wurde purpurrot; Fräulein Dorner ſah ihr erſtaunt in das glühende Geſicht; ſie erwartete wohl eine triftige Antwort; es kam keine.

„Vorwärts, Mathis“, befahl Fräulein Dorner etwas erregt; ſie wünſchte keine Erläuterung der Sache mehr.

Der Direktor war weggegangen.

Jetzt erfaßte das Kind die breite Hand der Eſter und drückte ſie mit ſeinen beiden Händen, und zum erſtenmal nach langer Zeit ging ein Freudenſchimmer über ſein Geſicht. „O, ich bin ſo froh, daß du das geſagt haſt, ich bin ſo froh, du kannſt gar nicht denken, wie froh ich bin“, ſagte es ganz eifrig, „hätteſt du das nicht geſagt, ſo würden ſie immerfort, das ganze Leben lang glauben und behaupten, ich habe es gethan und dann habe ich es abgeleugnet. Aber wie weiß Mine, wer es gethan hat?“

„Sie weiß es gut, weil ſie es ſelbſt gethan hat“, erwiderte Eſter.

„O, o, hat ſie es ſelbſt mit den eigenen Füßen gethan?“ rief Cornelli aus. „Dann iſt es gut, daß ſie fort iſt, wir wollen lieber allein ſein, nur du und ich, Eſter, nicht?“

„Das wollen wir“, ſagte dieſe befriedigt, „ſag du es ſelbſt dem Herrn Papa, und ſag ihm, daß ich doppelte Arbeit nicht ſcheue, aber Katzenart ſcheue ich.“

Cornelli hatte noch gar nicht mit dem Vater geſprochen, ſeit er zurück war. Sie hatte Scheu vor ihm; ſie wußte, ihr Anblick mißfiel ihm, aber ſie konnte nichts machen, es mußte ſo ſein, denn wenn er entdeckte, was unter den Haaren war, ſo würde er noch viel mehr Abſcheu vor ihr haben. Sie wollte ihm nun doch den Auftrag der Eſter ausrichten und ging ſeiner Stube zu, langſam und zaghaft, nicht wie früher, wenn ſie ihm etwas zu ſagen hatte und hinſtürzte.

„O, ſo würde es nie mehr ſein“, dachte ſie und der Gedanke drückte ſo ſchwer auf ihr Herz, daß ſie einen

Augenblick ſtillſtehen mußte. Eben machte der Vater die Thür auf, vor der ſie ſtand.

„Da biſt du ja ſchon, Cornelli“, ſagte er erfreut, „wollteſt du mir einen kleinen Beſuch machen? Wir haben uns ja auch noch gar nicht recht geſehen. Komm zu mir herein, ich wollte dich eben holen, ich habe mit dir zu ſprechen.“

Cornelli trat ein; ſie ſprach kein Wort, ſchaute auch nicht auf zum Vater.

„Komm, Cornelli“, ſagte er, indem er das Kind durch das Zimmer führte und neben ſich hinſetzte, „ich habe dir etwas mitzuteilen, das ſoll dich erfreuen. Du haſt dich, während ich fort war, ſo verändert, und ſo gar nicht zu deinem Vorteil, daß nun etwas für deine Erziehung gethan werden muß; es iſt die höchſte Zeit. Ich werde dich in ein Inſtitut nach der Stadt bringen, da wirſt du mit vielen anderen Kindern und jungen Mädchen beiſammen ſein und viel von ihnen lernen und dich mit ihnen befreunden. Dann wirſt du innerlich und äußerlich eine andere werden und deinem Vater zur Freude heimkehren. Jetzt kann ich mich deiner nicht freuen, ich weiß nicht, was mit dir iſt, aber es kann ja beſſer kommen, du mußt eben erzogen ſein. Nächſte Woche reiſen wir.“

Cornelli war ſchneeweiß geworden vor Schrecken. Erſt gab ſie keinen Laut von ſich, plötzlich brach ſie in gewaltſames Weinen aus.

„O Papa“, ſchluchzte ſie, „laß mich doch daheim; ich will gewiß recht thun. O, ſchick mich nicht in die Stadt

zu den vielen Kindern, o, ich kann nicht, ich kann nicht! O Papa, ſchick mich nur nicht fort!“

Der Direktor konnte keine Thränen ſehen; das Flehen des Kindes konnte er nur gar nicht hören. „Es muß ja ſein, für ſie ſelbſt, für ihr Beſtes“, ſagte er, ſich ſelbſt zu befeſtigen, aber den Jammer konnte er nicht anhören; er lief fort.

Als nach mehreren Stunden die Zeit zum Abendeſſen gekommen war, trat der Direktor, von den Fabrikgebäuden herkommend, wieder in ſein Haus ein.

Die Eſter kam ihm entgegen: „Bin ich froh, daß Sie kommen, Herr Direktor“, ſagte ſie aufgeregt, „da wollte ich das Kind herunterholen, damit es mir die Pflaumentörtchen verſuche, das iſt doch, was es am meiſten liebt, aber es ſchrie nur: ‚Laß mich hier! Laß mich hier!‘ Ach, Herr Direktor, wenn uns das Kind krank würde und ſtürbe!“

„Ach was, Eſter, es ſterben keine Kinder am Eigenſinn.“

Der Direktor wollte recht rauh ſprechen, aber es gelang ihm nicht ganz. Er lief die Treppe hinauf nach Cornellis Zimmer. Das Kind lag vor ſeinem Bett auf den Knieen und hatte den Kopf in die Kiſſen gedrückt; es weinte herzbrechend.

„O, hol mich nicht fort, Papa, hol mich nicht fort“, ſchrie es dem Vater entgegen.

Er ſah, wie Cornelli vor Angſt und Aufregung am ganzen Körper zitterte. „Das kann ich nicht ſehen“, ſagte

der Direktor, ergriff ſeinen Hut wieder und lief aus dem Hauſe.

Frau Marthe ſaß in ihrem friedlichen Stübchen an ihrem Flickkorb und ſann eben darüber nach, wie es wohl mit Cornelli kommen werde, nun das Kind wieder allein mit dem Vater war, ob wohl die alten Tage wieder zurückkehren würden, oder ob über Cornellis Erziehung wieder etwas Neues beſchloſſen ſei. Da wurde die Thür raſch aufgemacht, der Herr Direktor trat bei ihr ein.

„Ich weiß mir nicht mehr zu helfen, Marthe“, ſagte er in aufgeregtem Ton. „Sie müſſen mir beiſtehen. Sie haben meine Frau gekannt und kennen das Kind und haben es lieb und es hängt an Ihnen. Sagen Sie mir, was iſt mit dem Kinde? Seit wann iſt dieſer furchtbare Eigenſinn da? Oder war das Kind von jeher ſo und iſt nur immer verſtockter geworden? Haben Sie bemerkt, wie ſchrecklich Eigenſinn und Verſtocktheit in ihr überhand genommen haben während meiner Abweſenheit?“

„Mit Cornelli iſt es nicht ſo ſchlimm, Herr Direktor, nein, nein, Cornelli iſt kein bösartiges Kind, ſicher nicht. Aber will der Herr Direktor nicht auch Platz nehmen?“ unterbrach ſich Marthe, dem hin- und herlaufenden Herrn bald dahin, bald dorthin einen Stuhl ſetzend, damit er ſich niederlaſſen möchte. Aber er winkte ab; er hatte nicht Ruhe genug, ſich zu ſetzen. „Es war auch gar zu ſchroff und ſchnell, Herr Direktor, daß mit dem Kinde alles anders werden ſollte“, fuhr Marthe fort, „ein älteres hätte ein wenig kopfſcheu werden können, und Cornelli iſt noch

ſo jung. Alles auf einmal und ganz plötzlich iſt zu viel für ein junges Pflänzlein; es muß alles ſeine Zeit haben und je beſſerer Art ein Pflänzlein iſt, je ſorgſamere Pflege hat es nötig."

„Sie werden mir doch nicht andeuten wollen, daß es nicht ſehr gut und die höchſte Zeit war, daß endlich die Erziehung dieſes Kindes in gute Hände kam", ſagte der Direktor, mitten in der Stube ſtill ſtehend, „ich mußte es als einen Segen erachten, daß das Kind endlich mit Frauen von Bildung und guter Sitte in Berührung kam, die ihm in aller Weiſe beibringen und in ihm wecken konnten, was ſchön und edel und gut iſt, was meine Cornelia vor allem in ihrem Kinde geweckt hätte, was ſie ja alles ſelbſt in ſo hervorragender Weiſe war. Das Kind hat keinen Zug von ihr, auch äußerlich nicht; da iſt alles verloren, was früher noch an ſie erinnerte."

„Herr Direktor, wenn ich noch etwas ſagen darf, ſo will ich nur das noch ſagen", entgegnete die Marthe in ihrer ruhigen Weiſe. „Ich habe immer geſehen, daß ein wenig Liebe mehr Gutes wirkt als noch ſo viele Vorſchriften, und daß ein junges Kind von liebloſen Worten erſchreckt werden kann, wie die Erwachſenen es nicht wiſſen und dann das ſcheue Weſen nicht begreifen, das die Folge davon ſein kann. Cornelli hat die Augen ihrer Mutter nicht verloren, wenn man auch nichts mehr davon ſehen kann unter dem verdeckenden Haar im Geſicht."

„Das iſt's ja eben, Marthe, dieſe Entſtellung, dieſer Eigenſinn, der daran feſthält, dieſe ſcheue, freudloſe Art,

dieſes ganz veränderte, verkehrte Weſen des Kindes iſt es ja, was mich quält, peinigt, mir alle Freude, allen Mut, alle Hoffnung auf die Zukunft lähmt, mir das Leben völlig vergällt.“ Der Direktor ſprach immer aufgeregter. „Da will ich nun Hilfe ſchaffen, die einzige, die ich weiß; ich will das Kind fort thun, in ein Inſtitut, zu andern Kindern bringen, und nun geberdet es ſich wie eine Verzweifelte. Ich kann es nicht mit anſehen, mir iſt, meine Cornelia könnte im Himmel keine Ruhe haben, wenn ſie ihr Kind ſo weinen und flehen hört.“

„Herr Direktor, wenn Sie das Kind noch eine kleine Zeit daheim behalten würden, daß es ſo recht zur Ruhe kommen könnte“, ſchlug Marthe in beſcheidener Weiſe vor. „Es war in der letzten Zeit ſo viel Neues, das Cornelli durchzumachen hatte, da wäre es vielleicht gut, wenn das Kind ein wenig in der Stille bleiben könnte, und unterdeſſen könnten Sie ihm ſo nach und nach das Inſtitut vielleicht beſſer bekannt machen, daß es keinen Schrecken mehr davor hätte. Ich würde gern ein wenig mithelfen und auch viel Gutes von einem ſolchen Hauſe ſagen, wo ja viel nette Kinder zuſammenkommen.“

„Das iſt ein guter Gedanke, Marthe“, ſagte der Direktor ein wenig beruhigt. „Sie helfen mir und thun das Ihrige, dem Kinde die Sache lieb und wünſchbar zu machen. Sie ſind meine einzige Hilfe, Marthe, denken Sie daran.“

Der Direktor entfernte ſich.

„Ach Gott, der gute Herr Direktor!“ ſagte Marthe

ihm nachſchauend, „was hat er für eine Hilfe an einer alten einfältigen Marthe! Aber was ich thun kann, das will ich ſo gern thun.“

Der Direktor ging gleich nach dem Zimmer ſeines Kindes. Es kniete noch in derſelben Stellung an ſeinem Bett und ſchluchzte.

„Steh auf, Cornelli und hör auf zu weinen“, ſagte er, „ich meinte es gut mit dir, aber du haſt es nicht begriffen: Du bleibſt für einmal daheim, vielleicht kommt es dir ſpäter anders vor. Du gehſt morgen zur Marthe und hörſt recht auf ihre Worte, das iſt deine beſte Freundin.“

Ein tröſtlicheres Wort konnte Cornelli nicht geſagt werden. Wie tönte das ſo hoffnungerweckend in ihre Ohren, nach all' den Schreckensworten von Fortgehen. Cornelli erhob ſich ſogleich.

„Soll ich nicht jetzt noch zur Marthe gehen?“ fragte ſie verlangend.

„Ja, geh nur“, antwortete der Vater, „aber du haſt ja wohl noch nichts gegeſſen.“

„Das thut nichts“, ſagte Cornelli und war ſchon die Treppe hinabgelaufen.

Endlich rannte Cornelli einmal wieder. — Da lief ſie ſchon das Treppchen herauf und war in Marthens Stube.

„Ich muß fort, Marthe, jetzt noch nicht gleich, aber ich muß doch fort, der Papa ſagt es“, rief das Kind ſchon im Eintreten, „kannſt du mir nicht helfen, daß ich nicht

fort muß? Der Papa hat geſagt, ich ſoll zu dir gehn, vielleicht weil ich immerfort geweint habe, damit ich aufhöre, aber ich kann nur aufhören, wenn du mir hilfſt, daß ich nicht fort muß. Ich will nicht zu den vielen fremden Kindern, ich kann nicht, ich kann es gewiß nicht aushalten. O wie ſchrecklich, hilf mir doch, Marthe."

Die Angſt in Cornellis Ton und der Anblick des ganz verweinten Geſichtes gingen der Marthe ſehr zu Herzen.

„Komm, Cornelli, ſetz dich auf dein Schemelchen, ſo wie in der alten Zeit", ſagte ſie beruhigend, „dann erzähl' ich dir etwas, das kann dich tröſten und dir helfen, wie es mir geholfen und mich getröſtet hat in den böſen Tagen und immer noch. Siehſt du, Cornelli, ich habe auch einmal durch eine große Trübſal gehen müſſen, gewiß ſo groß, als die deinige heute iſt, denn ich ſollte dem lieben Gott ein Kind zurückgeben. Da ſchrie ich wie du und noch viel lauter ‚Nein, ich kann nicht! Ich kann nicht!' Und je mehr ich widerſtrebte, je ſchrecklicher wurde mir zumute, daß ich dachte, ich muß verzweifeln. Da ſchrie ich in meinem Herzen: Kann mir denn niemand helfen? Dann wußte ich auf einmal, wer helfen konnte. Und ich knieete nieder und rief und flehte zu Gott: O, hilf mir doch! Hilf du mir, der allein helfen kann!"

„Wenn ich nun gleich ſo bete, muß ich dann nicht fort, Marthe, hilft mir der liebe Gott dann gleich?" fragte Cornelli geſpannt.

„Ja, er hilft dir ganz gewiß", verſicherte die Marthe,

„aber ſo, wie er weiß, daß es gut iſt. Siehſt du, Cornelli, wenn es nun einmal für dich gut iſt, daß du fort kommſt und du bitteſt deinen Vater im Himmel recht herzlich, daß er dir beiſtehe, ſo hilft er dir ſo, daß dir dein Leben in der Fremde gar nicht ſo ſchwer wird, wie du fürchteſt, und daß du die Zuverſicht ins Herz bekommſt, was dir auch ſchwer macht, du kannſt für alles ſeine Hilfe anrufen; er hilft dir immer, ſo wie es dir am beſten iſt und dir wohl macht.“

„Haſt du das Kind hergeben müſſen?“ wollte Cornelli noch wiſſen.

„Ja, der liebe Gott hat es zu ſich genommen“, antwortete Marthe.

„Iſt es dir doch wieder wohl geworden, Marthe?“

„Ja, ja. Der Schmerz war groß, aber ich dachte nur noch an mein Kind und wie wohl es ihm war, und wußte, wie vielen Leiden es entronnen war. Der liebe Gott hat mir die Zuverſicht ins Herz gegeben, daß er es wohl mit uns meinte. Da konnte mir doch wieder wohl werden.“

„Ich will nun heimgehen“, ſagte Cornelli, plötzlich aufſtehend; es war, als ob etwas ſie fortdränge.

„Ja, ſo geh du nun; willſt du auch noch daran denken, was ich dir erzählt habe?“ fragte Marthe, das Kind hinausbegleitend.

„Ja, ich will“, ſagte Cornelli. Diesmal rannte ſie heim, es mußte ein beſonderer Gedanke ſie ſo zur Eile antreiben.

So ernſthaft und herzlich hatte Cornelli noch nie gebetet, wie ſie es heute an ihrem Bette knieend that. Sie übergab ihrem Vater im Himmel all' ihr Leid und bat ihn, ihr doch beizuſtehen und zu machen, daß es ihr doch einmal wieder wohl werden könne.

8. Kapitel.

Eine Mutter.

Jeden Morgen, wenn der Direktor ſich zu ſeinem Kaffee hinſetzte, fand er neben ſeiner Taſſe alle Briefe und Zeitungen liegen, die mit der Morgenpoſt angekommen waren.

„Ei der Tauſend“, rief er am Morgen aus, der dem bewegten Tag folgte, „was haſt denn du für Korreſpondenten in der Stadt, Cornelli? Hier iſt ein Brief für dich.“

Cornelli ſchaute von ihrer Taſſe auf und blickte ungläubig nach dem Brief.

„Es iſt wirklich ſo: Fräulein Cornelli Hellmuth in Illerbach, Eiſengießerei!“, las der Vater. „Da nimm ihn.“

Cornelli öffnete mit Spannung den Brief und las:

„Liebe Cornelli!

„Denk doch, ich bin krank geworden und muß im Bett liegen. Der Arzt hat mir ſogar das Leſen verboten;

ſchreiben ſoll ich auch nicht, aber das giebt ja nur einen kurzen Brief. Es iſt mir ſchrecklich langweilig, denn die Schweſtern ſind den ganzen Tag in der Schule, Mama hat immer ſo viel zu thun und Mux iſt noch ein ſchrecklich unbrauchbarer kleiner Kerl. Könnteſt Du mich nicht einmal beſuchen? Es würde mich ungeheuer freuen; du würdeſt mir ſo viel von dem lieben Illerbach erzählen können, von der guten Frau Marthe, die mir faſt ſo lieb iſt wie eine Großmutter, und von Deinem Geißlein und von Mathis und von den ſchönen Roſſen, und überhaupt von allem und Dir ſelbſt. Es war mir immer ſo kurzweilig mit Dir, daß ich Deinen Beſuch ungeheuer gern hätte. Komm doch, bitte und recht bald!

„Dein treuer Freund

Dino.“

„Nun“, ſagte der Vater, als Cornelli den Brief wieder zuſammenfaltete, „darf man auch leſen, was da geſchrieben ſteht?“

Cornelli übergab ihren Brief.

„Was iſt denn das für ein Freund, der dich ſo ſehr herbeiwünſcht?“ fragte der Vater überraſcht. „Du wirſt aber wohl gleich ein wenig zu heulen beginnen, daß du nach der Stadt kommen ſollſt.“

„Nein, ich will ſchon gern zu ihm gehen, Papa“, ſagte Cornelli; „es iſt der Dino, der bei der Marthe war.“

Der Vater legte vor Verwunderung den Löffel aus der Hand und betrachtete ſeine Tochter mit Erſtaunen.

„Wie kommſt du mir denn vor, Cornelli“, ſagte er

endlich. „Du willſt in einer ganz fremden Familie, von der du doch keinen Menſchen kennſt, als dieſen Jungen, einen Beſuch machen und haſt keine Scheu und kein Bedenken in deinem Zuſtand da zu erſcheinen?“

„Der Dino kennt mich ſchon und er weiß wohl, daß ich nur zu ihm komme, und er macht ſchon, daß ich dann ſeine Mama und ſeine Schweſtern nicht ſehen muß; er weiß ſchon alles ganz gut“, war Cornellis Erläuterung.

„Das iſt gar nichts“, ſagte der Vater kurz, packte gleich darauf ſeine Zeitungen zuſammen und ging fort.

Bald nachher trat er bei der Marthe ein.

„Ich komme ſchon wieder, Marthe, was ſagen Sie dazu?“ rief er der Erſtaunten entgegen. „Da iſt ein Brief und eine Aufforderung zum Beſuch an Cornelli gekommen von einem Jungen, der bei Ihnen war; was iſt's mit dem? Wer ſind ſeine Eltern?“

Dieſe Frage erſchloß bei Marthe einen Quell, der völlig überſtrömte. Nie hatte ſie einen Jungen gekannt, der ſo höflich und freundlich gegen die geringſten Leute war, wie dieſer Dino, der ſo fein erzogen, ſo gut unterrichtet war, und doch ſo einfach und ſo kindlich anhänglich an eine alte geringe Marthe ſein konnte! Nie hatte ſie Briefe geleſen, wie die Briefe der Mutter an dieſen Sohn waren, ſo ſchön und liebevoll und erhebend; immer hatte er ihr dieſe vorgeleſen und jedesmal hatte ſie vor Rührung weinen müſſen. Nie hatte ſie ſo ſchön gearbeitetes Zeug geſehen, wie der Junge hatte, und das war die Arbeit der eigenen Schweſtern.

„Marthe“, unterbrach ſie endlich der Direktor, „nach Ihren Berichten zu ſchließen, müßte es für meine Tochter ein Glück ſein, wenn ſie auch nur einen Tag in dieſer Familie zubringen könnte.“

„Wenn der Herr Direktor ſie hinbringen wollte, eine Freude wollte ich haben, — ach, ach, ich weiß keine größere.“

Die Marthe mußte ſich vor Erregung die Augen wiſchen.

„Die ſollen Sie haben, Marthe, morgen gehen wir; am Abend ſchon ſollen Sie Bericht haben, wie alles abgelaufen iſt.“

Damit ergriff der Direktor ihre Hand, ſchüttelte ſie und ging.

„Mach alles bereit, Cornelli, morgen geht's nach der Stadt“, rief er ſeiner Tochter zu, die noch ſinnend auf ihrer Gartenbank ſaß; „die Eſter ſoll dich zur Zeit wecken, früh um ſechs Uhr.“

„Wird pünktlich geſchehn, Herr Direktor“, ertönte die Stimme der Eſter aus irgendeiner Fenſteröffnung heraus.

Eſter war eine gute Hauswacht; irgendwie hörte ſie alles, was im Hauſe und in der nächſten Umgebung vorging.

In der Frühe des anderen Morgens trabten die glänzenden Braunen das Thal hinaus. Sie hatten vier Stunden ſo fortzutraben, aber das war wie eine Erluſtigung für ſie; je länger ſie dahinliefen, je mutwilliger wurden ſie; Mathis hatte nur immer dem Galopp zu wehren.

Cornelli ſaß nachdenklich in ihrer Ecke; ſie ſann ſich aus, wie ſie bei der Ankunft der Magd ſagen wollte, ſie wolle nur den Dino beſuchen und gleich in ſein Zimmer geführt ſein; wie ſie dann dem Dino verbieten wollte, ſeine Mutter oder ſeine Schweſtern zu rufen, denn ſie wollte nur ihn allein ſehen. Dem Dino würde ſie einen langen Beſuch machen und dann wieder ganz leiſe fortgehen, ohne daß es jemand merkte. Was ſie alles dem Dino zu ſagen hatte, mußte ſie auch noch überdenken; vor allem mußte er wiſſen, daß es heraus war, wer auf dem Sofa geſtanden hatte, denn jenen tiefen Groll und Kummer, den ſie ſo lang mit herumgetragen, hatte ſie ihm auch mitgeteilt.

So langte man in der Stadt an, viel ſchneller, als Cornelli ſich's gedacht hatte. Schon hielt der Wagen vor dem Gaſthof an, wo der Vater abzuſteigen pflegte. Cornelli ſprang herunter.

„Soll ich in vier Stunden wiederkommen, Papa?“ fragte ſie, „den Weg finde ich ſchon, Dino hat mir ihn beſchrieben.

Sie wollte ſchnell ausziehen.

„Halt, halt! ſo geht's nicht, ich komme mit“, ſagte der Vater.

Das war nun nicht ſo, wie Cornelli es ſich ausgedacht hatte, aber daran war nichts zu ändern. Dino hatte ſeine Adreſſe genau angegeben im Briefe, und der Direktor wußte gut Beſcheid in der Stadt.

So ging die Wanderung raſch vor ſich, von Gaſſe zu

Gaſſe bis in das enge Gäßchen hinein, wo das bezeichnete Haus ſtand. Vier hohe Treppen waren beſtiegen. Der Direktor ſtand an dem ſchmalen, ſteilen Treppchen, an deſſen Ende die Thür noch die Hälfte der letzten Stufe einnahm.

„Wenn die Bewohner hier ihrer Wohnung entſprechen, ſo werden wir nicht lange oben verweilen“, ſagte er, mißtrauiſch nach dem unbequemen Eingang aufblickend.

„Der Dino entſpricht nicht“, ſagte Cornelli ſchnell, denn obgleich ſie nicht recht verſtand, was der Papa meinte, ſo fühlte ſie ſeine Worte doch als einen Angriff auf ihren Freund.

„Klettere da hinauf, Cornelli, und zieh die Schnur an, die dort hängt“, gebot der Vater, „iſt erſt die Thür offen, ſo werde ich auch Platz zum Auftreten finden.“

Cornelli gehorchte. Ein ſchlankes Mädchen, ziemlich größer als Cornelli war, öffnete die Thür und ſchaute mit einem Paar dunkler, ernſthafter Augen verwundert auf die Ankommenden. Cornelli fuhr zurück.

„Na, was ſich da zeigt, iſt nicht ſo ſchrecklich“, ſagte der Direktor vortretend.

„Grüß dich Gott, mein Kind. Iſt deine Mutter da, kann ich einen Augenblick mit ihr ſprechen?“

Es war Nika, die geöffnet hatte und nun mit großer Höflichkeit den Herrn nach der Stube führte, wohin ſie die Mutter, die bei dem kranken Bruder ſei, gleich holen wollte, wie ſie berichtete.

Der Direktor ließ ſich auf ihre höfliche Aufforderung hin auf den Lehnſtuhl nieder und ſchaute ſich verwundert

Cornelli S. 152.

in dem kleinen, aber äußerſt geordneten, mit allerlei hübſchen Malereien geſchmückten Zimmer um.

Als Nika der Thür zuging, ſagte Cornelli halblaut zu ihr: „Ich möchte den Dino beſuchen.“

„Komm, ich zeig dir den Weg“, ertönte eine kleine Stimme hinter der Thür hervor, wohin Mux ſich ſchnell verſteckt und mit neugierigen Augen auf die Eintretenden geſpäht hatte. Er war hervorgekommen und hatte Cornellis Hand erfaßt; jetzt zog er ſie mit ſich fort. Die Mutter hatte die fremde Stimme gehört und trat eben aus dem Nebenzimmer in die Stube ein.

„Dieſe entſpricht auch nicht, um mit Cornelli zu ſprechen“, ſagte der Direktor lächelnd bei ſich. Er erhob ſich und ſtellte ſich vor. „Der Aufforderung Ihres Sohnes folgend, habe ich meine Tochter hergebracht, Frau Pfarrerin“, ſagte er; „wenn es Ihnen ſo recht iſt, ſo bleibt ſie einige Stunden bei dem kranken Freunde; dann kehrt ſie zu mir nach dem Gaſthof zurück.“

„Ich bin Ihnen ſehr dankbar für Ihre Freundlichkeit“, erwiderte die Frau; „mein kranker Dino hat ſich ſehr auf den Beſuch gefreut. Cornelli iſt uns allen durch ihn ſchon wohlbekannt und lieb. Sie hat meinem Jungen ſoviel Freundlichkeit gezeigt und ihn ſo trefflich unterhalten, wie er ſo allein in Illerbach war, daß ſie ihn und mich zu herzlichem Dank verpflichtet hat. Dürfte ich nicht darum bitten, daß Cornelli ein paar Tage, wenigſtens dieſen ganzen Tag bei uns bliebe?“

„Sie ſind gar zu freundlich, Frau Pfarrerin“, entgeg-

nete der Direktor, etwas erſtaunt darüber, daß das ſcheue, unfreundliche Kind dem Jungen ſo viel Freundlichkeit und Unterhaltung ſollte gewährt haben. „Das ſind Höflichkeiten“, ſagte er bei ſich, — „das geht aber nicht“, fuhr er laut fort, „das Kind würde nicht bleiben; es iſt ſehr ſcheu und hat allerlei Sonderbarkeiten, wie Sie gleich an ſeinem Äußeren bemerkt haben müſſen; Ihre Tochter ſieht anders aus.“

„Gewiß möchte ich Cornelli nicht gegen ihren Wunſch hier behalten, aber darf ich auf des Vaters Erlaubnis hoffen, wenn des Kindes Wunſch mit dem unſern übereinſtimmen ſollte?“

Die Frau Pfarrerin hatte eine Art fragend zu bitten, daß der Direktor noch ganz andere Wünſche gewährt hätte als dieſen, der ihm ſelbſt lieb genug war.

„Gewiß, Frau Pfarrerin, unbedingt und mit eigener großer Freude“, verſicherte er, „was könnte mir lieber ſein für mein Kind, als eine Umgebung wie die Ihrige und die Ihrer Tochter. Ich bin aber überzeugt davon, Cornelli wird mit mir heimzukehren begehren. Nehmen Sie aber meinen warmen Dank für Ihre Freundlichkeit; auch nur ein Tag in Ihrem Hauſe verlebt, wird dem Kinde gut thun.“

Der Direktor empfahl ſich und ging. Unter der Hausthür kam ein Schulmädchen mit Thek und Büchertaſche und der ganzen Ausrüſtung ſo gegen ihn geſtürzt, daß ein Anprall ſtattfinden mußte. Der Direktor öffnete ſeine Arme, Agnes flog hinein; ſo ging es noch am gelindeſten ab. Agnes kam immer im Sturz daher; ſie konnte nicht anders.

Nun ſchlug der Direktor ein herzliches Lachen auf; Agnes mußte mitlachen.

„Du gehörſt wohl auch der Frau Pfarrerin?“ ſagte er mit Wohlgefallen in das friſche Geſicht mit den offenen, lebhaften Augen blickend; wie ſaß auch alles ſchmuck und nett an dem Kinde!

„Ja, gewiß“, war die raſche Antwort; dann rannte Agnes weiter.

„Die glückliche Mutter! Welch' glückliche Frau!“ ſagte der Direktor bei ſich. Und mein Kind neben ſolchen! Ja, mein Kind und das Kind einer ſolchen Mutter!

Der Direktor lief immer ſchneller, als wollte er allem entlaufen, das ihm ſo quälend nachlief.

Dino, der ſeiner Mutter alles erzählte, was er erlebte, hatte ihr ſeinen Aufenthalt in Illerbach und ſeinen Verkehr mit Cornelli eingehend geſchildert; auch von ihrem ſonderbaren Kummer hatte er der Mutter erzählt, aber ſie hatte feſt verſprechen müſſen, dieſes Geheimnis ganz für ſich zu behalten, daß es die Mutter nun kannte, kam dem Dino nicht als ein Unrecht vor, ſie wußte ja alles, was er wußte. Nachdem dann die Einladung zum Beſuch an Cornelli ergangen war, hatte die Mutter den Kindern ernſtlich anbefohlen, wenn das Kind erſcheinen ſollte, keine Bemerkungen über ſeine Haare zu machen, die es vielleicht in etwas ſeltſamer Weiſe trug, ſie ſollten auch keine Verwunderung darüber zeigen, ſich gar nicht darum kümmern; ſo wollte es die Mutter haben.

Dem kleinen Mux war es ſehr erwünſcht, eine neue

Gefährtin zu haben. Er betrachtete Cornelli als alte Bekannte; Dino hatte ja ſo viel von ihr geſprochen. Er führte ſie nun zuerſt nach der Küche.

„Da iſt doch gewiß Dino nicht mit ſeinem Bett“, ſagte Cornelli verwundert.

„Nein, das iſt die Küche, da ſtehen keine Betten“, berichtigte Mux, „aber ich will dir zuerſt zeigen, warum Agnes heut' eine ganze Stunde lang geweint hat, oder vielleicht zwei.“ Damit führte der Mux ſeine neue Gefährtin zu einem großen Haufen Apfelſchalen hin, die im Abfallkübel lagen. „Jetzt ſiehſt du, wie die Agnes dumm iſt, wenn es nachher Apfelbrot daraus giebt, ſo zu weinen vorher.“

„Warum hat ſie denn ſo geweint?“ fragte Cornelli teilnehmend; ſie wußte ſo gut, wie einem zumute iſt, wenn man weinen muß.

„Das weiß man nicht“, erklärte Mux.

„Warum muß denn nicht die Magd die Äpfel ſchälen?“ fragte Cornelli wieder.

„Es giebt keine Magd, nur die vernagelte Trine“, berichtete Mux.

„Wer iſt die vernagelte Trine?“ wollte dann Cornelli wiſſen.

„Die muß helfen; ſie iſt klein und dick“, beſchrieb Mux. „Die Mama muß ihr zeigen, wie man kocht und ſie muß holen, was man haben muß und bringt immer das Verkehrte. Dann ſagt Dino: ‚Das iſt eine vernagelte Trine, man muß ſie fortſchicken.‘ Dann ſagt die Mama: ‚Trine

muß doch auch leben.' Dann ſchickt man ſie wieder nicht fort."

Cornelli empfand eine tiefe Teilnahme für Agnes; die hatte gewiß auch einen geheimen Kummer, wie ſie ſelbſt; vor Agnes würde ſie ſich nicht fürchten müſſen, wie vor der ſtolzen Schweſter, die ſie empfangen hatte.

„Gelt, Mux, deine andere Schweſter weint gewiß gar nie? Fürchteſt du dich nicht vor ihr?" fragte Cornelli.

„Nein, kein bißchen, gar kein einziges bißchen", verſicherte Mux. „Aber ſie macht immer ein Geſicht, wie wenn ſie gleich weinen wollte und tauſend tauſendmal fängt ſie an zu weinen, wenn kein Menſch weiß warum, und ich auch nicht; ſie ſagt es nicht."

Augenblicklich verwandelte ſich Cornellis Scheu vor Nika in großes Mitleid. Vielleicht hatte ſie noch den allergrößten Kummer, daß ſie ſo weinen mußte und nicht ſagen konnte warum.

„Jetzt wollen wir zu Dino gehen", ſagte ſie, der Thür zueilend, die ihr der Kleine gezeigt hatte.

„Wart nur, zuerſt will ich dir noch das große Bilderbuch zeigen, das gefällt dir ſchrecklich gut", verſicherte Mux. „Und es iſt auch etwas darin, das dir gleichſieht, eine Eule; ſie hat Fetzen über die Angen, wie du. Aber du mußt davon nicht ſprechen, Mama hat es verboten."

„Nein, ich will das Buch nicht ſehen, komm nun einmal zu Dino", drängte Cornelli.

„Aber ſpäter mußt du es ſehen", behauptete Mux, „da

ſind viele ſchöne Sachen drin; du wirſt ſchon ſehen, du willſt das Buch immer wieder haben.“

Mux zog Cornelli nun aus der Küche weg und machte nicht weit davon eine Thür auf.

„Kommſt du endlich, Cornelli?“ rief ihr Dino entgegen, der drinnen in ſeinem Bett ſaß und ganz fröhlich ſeiner Freundin entgegen ſchaute. Cornelli empfand eine große Freude, den Dino wiederzuſehen, mit dem ſie die einzigen frohen Stunden zugebracht, die ſie den ganzen Sommer durch erlebt hatte. Sie ſetzte ſich ſchnell an ſein Bett und begann ihm zu erzählen von allem, was ſeit ſeiner Abreiſe in Illerbach ſich ereignet hatte, und Dino hatte ſo viele Fragen zu thun und Cornelli zu beantworten, daß die Zeit dahinging, ſie merkten gar nicht wie.

Mux war verſchwunden; er konnte die neue Freundin nicht mehr für ſich in Anſpruch nehmen, ſo zog er vor, auszukundſchaften, was wohl für den Beſuch auf den Tiſch komme.

Jetzt trat die Mutter in Dinos Zimmer.

„Mein liebes Kind“, ſagte ſie, Cornelli bei der Hand nehmend, „noch habe ich dich gar nicht recht geſehen, aber ich dachte, ihr bleibt erſt gern ein wenig ungeſtört beiſammen, du und Dino und ſprecht von euern Erlebniſſen und euern Freunden in Illerbach. Dino hat ſich ja ſo ſehr auf deinen Beſuch gefreut. Nun komm mit mir zu unſerm Mittagstiſch. Dann ſoll Dino erſt ein wenig ſchlafen, und nachher wünſcht er dich wohl wieder an ſein Bett.“

Das war für Cornelli ein ſchwerer Augenblick. Sie

hatte gehofft, den ganzen Tag mit Dino allein zubringen zu können, niemand würde ſich weiter um ſie bekümmern. Nun ſollte ſie mit der Mutter und beiden Schweſtern Dinos zu Tiſche ſitzen. Mux war noch ihr Troſt; der war ſo zuthunlich. Aber ſie hatte ſo empfindlich gefühlt, wie anders, als die Kinder hier und wie ſchrecklich ſie ausſehe, als ſie vor der ſchmucken Nika ſtand, und wenn dieſe auch keinen Abſcheu gezeigt hatte, ſie mußte doch einen ſolchen im ſtillen haben. Mux hatte es ja auch geſehen und gleich deutlich geſagt, wie ſie ausſah. Und nun kam noch Agnes dazu. Daß dieſe auch einen Kummer hatte und die ſtolz ausſehende Nika ja auch, das fühlte Cornelli doch ſo wie eine Verwandtſchaft zwiſchen ihnen; es gab ihr einen leiſen Mut, der Mutter zu folgen, die wartend ſchon an der Thür ſtand. Agnes ſtand erwartungsvoll mitten in der Stube, als Cornelli eintrat. Sie kam dem Gaſte entgegen und ſchüttelte ihm die Hand.

„Es iſt gut, daß du gekommen biſt, Cornelli“, ſagte ſie lebhaft; „Dino hat ſchon längſt davon geſagt und wir wollen dich auch gern kennen.“

„Ich will neben dich ſitzen“, ſagte Mux und ſchleppte ſeinen Stuhl an Cornellis Seite hin.

„Bleib du nur auf deinem Poſten, das iſt mein Platz“, bedeutete ihm Agnes nicht unverſtändlich, indem ſie den Stuhl ſamt dem Mux kräftig zurückſchob.

Die Mutter war noch in die Küche hinausgegangen, ſo konnte Mux nicht bei ihr Hilfe ſuchen; das erhöhte ſeinen Zorn.

„Ja, ja, du willſt nur immer über alle Meiſter ſein“, rief er grimmig aus „und du haſt auch einen gerädert.“

Die Mutter trat eben ein.

„Mama, Mux ſpricht ſo gräßliches Zeug“, rief ihr Agnes entgegen, „ſoll er nicht ins Bett?“

Mux nahm eben einen gewaltigen Anlauf, um dieſen Strafantrag zu beantworten, aber die Mutter ſchnitt das Weitere ab.

„Nein, nein, heut' iſt Cornelli zum erſtenmal bei uns, das iſt ein Feſttag“, ſagte ſie mit großer Freundlichkeit; „da ſoll Mux nicht ins Bett geſchickt werden; aber er wird gleich ganz friedlich auf ſeinem Seſſel ſitzen und uns das Tiſchgebet ſprechen, dann iſt alles gut.“

Wirklich wurde Mux von den beſänftigenden Worten und dem guten Dampf der Suppe, der ihm eben in die Naſe ſtieg, ſo friedlich geſtimmt, daß er in ganz angemeſſener Weiſe ſein Tiſchgebet ſprechen konnte. Daß er durchaus hatte erzwingen wollen, neben Cornelli zu ſitzen, hatte dieſe ſo gefreut und gerührt, daß ſie jetzt nur darauf ſann, was ſie dem kleinen Mux auch zuliebe thun konnte.

Sobald das Eſſen zu Ende war, hatten Nika und Agnes gleich nach ihrer Schule zu eilen; die Mutter hatte nach der Arbeit der Trine zu ſehen, wie ſie ſagte, und Mux ſollte Cornelli einen Augenblick zu unterhalten ſuchen. Das war dem Mux gerade recht.

„Jetzt will ich dir's zeigen, daß Agnes einen gerädert hat“, ſagte er triumphierend.

„Nein, das glaube ich nicht, Mux; warum hätte der auch ſtill gehalten?“ ſagte Cornelli.

„Das kannſt du dann alles leſen; es ſteht daneben, da, jetzt ſiehſt du's“; Mux drückte ſein großes Bilderbuch auf Cornellis Schoß und wies auf das prächtig gemalte Bild hin, das er aufgeſchlagen hatte. „Lies, was da ſteht“, wies er Cornelli an, „Dino hat es einmal laut geleſen, dann habe ich es gewußt.“

Cornelli las laut: „Agnes läßt Rudolf v. Warth auf das Rad binden.“

„Jetzt ſiehſt du's“, ſagte Mux befriedigt.

Cornelli wußte nicht recht, was das Bild bedeuten ſollte; ſie fing die erklärende Geſchichte zu leſen an. Immer eifriger las ſie weiter und weiter; das war alles ſo lebendig geſchildert; ſie verſchlang eine Seite nach der andern.

„Nun weißt du's“, ſagte Mux ein wenig ungeduldig; „ſieh jetzt den Geißenwagen an.“

„O, ich möchte noch fertig leſen, es iſt ſo traurig, aber ich will noch alles wiſſen, wie es dann kam —.“

Mux hatte ſchon umgeſchlagen; der Geißenwagen war zu ſehen.

„Aber Mux“, fuhr Cornelli mit Eifer fort, „es iſt ja eine ganz andere Agnes, eine Königin; du mußt doch nie mehr glauben, daß euere Agnes ſo etwas Schreckliches gethan hat.“

„So, ſieh jetzt den Geißenwagen an“ forderte Mux, ein wenig enttäuſcht.

„Warum weint das Kind dort am Wege ſo? Sieh,

wie es die Hände in die Augen drückt! O, es thut ihm ſo weh! Weißt du warum?“

Mux ſchüttelte den Kopf.

„Dann muß ich es ſchnell leſen“, ſagte Cornelli, begann und vertiefte ſich ſo in die Erzählung, daß ſie gar nicht bemerkte, wie der Mux ſie zupfte und drängte und dann am Buch rüttelte, damit ſie zu leſen aufhöre.

Jetzt trat die Mutter wieder ein.

„Dino hat ſeine Ruhezeit ein wenig abgekürzt“, ſagte ſie; „er verlangt ſehr nach dir, Cornelli, willſt du kommen?“

Augenblicklich ſchlug Cornelli das Buch zu; ſie wollte ja ſo gern mit Dino zuſammen ſein; aber ſie ſah doch mit Bedauern auf die Erzählung zurück; ſie hätte ſo gern gewußt, wie es weiter ging.

„So gefällt dir das Buch? Es war auch die Freude aller meiner Kinder, vom älteſten bis zum jüngſten“, ſagte die Mutter, der Cornellis Blick auf das Buch zurück nicht entgangen war. „Du kannſt es wohl nachher noch anſehen; da bleibt noch viel Zeit.“

Aber mit Dino hatte Cornelli ſo viel zu verhandeln, daß die Zeit um und alles zu Ende war, eh' ſie ſich's verſah.

Mux kam gelaufen mit der Botſchaft, Cornelli ſoll zum Abendeſſen herüberkommen, man müßte ſo früh eſſen heut', weil ſie nachher abreiſen müſſe.

„O, wie ſchade“, ſagte Cornelli aufſpringend, denn ſie wußte, daß der Vater nicht gern wartete.

„Hol' die Mutter herüber, Mux“, ſagte Dino.

Der Kleine lief.

„Wollteſt du nicht bei uns bleiben, Cornelli, wenigſtens ein paar Tage; es wäre doch ſo nett. Wollteſt du nicht? Nicht wahr, du willſt?“ fragte Dino drängend.

Cornelli war es ganz ſeltſam zumut. Sie traute ſich gar nicht ja zu ſagen; es war ihr ganz unbegreiflich, daß alle Menſchen in dieſem Hauſe ſo freundlich zu ihr waren und daß man ſie gern dabehalten würde. Das würde vielleicht nicht ſo bleiben, wenn ſie dabliebe und man ſie dann recht kennen würde. Die Mutter kam ſchnell mit Mux herein, der ſchon verkündet hatte, Cornelli bleibe da, Dino laſſe ſie nicht abreiſen, denn er hatte die Worte Dinos noch erlauſcht.

„So bleibſt du bei uns, Cornelli, ihr ſeid ſchon einig geworden, wie ich höre“, ſagte die Mutter voller Freude. „Ich wollte es dir noch vorſchlagen, nun Dino ſchon alles mit dir ausgemacht hat, freue ich mich darüber, denn dein Vater hat die Erlaubnis zu deinem Bleiben ſchon gegeben, ich habe ihm nur ſchnell ein Wort zu ſchreiben. Nun könnt ihr noch ruhig beiſammen bleiben, das Abendeſſen hat keine Eile“.

Die Mutter ging, ihr Wort an den Direktor zu ſchreiben; nachher lief die kleine dicke Trine damit dem Gaſthof zu.

Cornelli hatte ſich mit einem wunderſamen Gefühl, halb von Wohlſein, halb von Angſt wieder zu Dino hingeſetzt. Er bemerkte die ſchwankende Stimmung ſofort.

„Du bleibſt doch gern bei uns?“ ſagte er, „du ſollteſt

nur wiſſen, wie froh ich bin darüber. Nun kommſt du immer zu mir, wenn ſie alle zu thun haben.“

„Ja, gewiß, Dino, bei dir bleib' ich ſo gerne“, verſicherte Cornelli „und auch bei Mux, und die Mutter iſt auch ſo gut mit mir, aber ich fürchte mich vor deinen Schweſtern; ſie ſind ja ganz anders als ich. Und jetzt muß ich auch noch denken, wie ſchrecklich es der vernagelten Trine iſt, wenn ſie alles verkehrt macht und doch nicht anders kann, und dann wird ſie ſo verachtet, und ſie kann doch nicht anders; ich weiß wohl wie es iſt, wenn man vernagelt iſt.“

Dino mußte ein wenig lachen.

„Wie kommt dir denn auf einmal die Trine in den Sinn?“ fragte er; „ſei du nur unbekümmert um die; Mama iſt ja ſo gut mit ihr. Sei nun wieder luſtig, Cornelli, und denk dir nicht ſolche Sachen aus über die vernagelte Trine.“

Cornelli ſagte nichts mehr, aber daß ſie ſich immer noch etwas ausdachte, konnte Dino wohl merken. Nach einiger Zeit hatte die Mutter anzuzeigen, daß für Dino nun die Zeit zur Ruhe gekommen ſei; er habe ja die erfreuende Ausſicht, ſeine Freundin morgen wiederzuſehen. Als Cornelli mit der Mutter in die Stube trat, wo die Schweſtern an ihren Schularbeiten ſaßen und Mux über ſein Bilderbuch gebeugt, neue Ideen ausbrütete, kam eben die erſt halb erwachſene Trine hinterher mit einem Korb am Arm. Am Seſſel der Nika vorbeigehend, hakte ſich ihr Korb an; ſie zog ſo kräftig daran, daß der Stuhl einen

ſtarken Ruck auf die Seite bekam und Nika mit herumdrehte.

„Du wirſt immer viereckiger, Trine“, ſagte Nika unwillig.

Cornelli wurde ganz rot; es war ihr gerade, als gelte das auch für ſie; ſie war gewiß in Nikas Augen auch ebenſo viereckig wie dieſe Trine. Dieſe brachte keine Entſchuldigung vor, ſie machte nachher noch ein wenig ungeſchicktere Bewegungen als vorher. Das verſtand Cornelli ganz gut; ſo machte ſie's; ſie wußte es.

„Nun ſetzen wir uns zu Tiſch“, ſagte die Mutter, „und wenn nachher die Kinder ihre Arbeiten beendet haben, ſo ſingen wir noch zuſammen. Du ſingſt doch auch, Cornelli?“

„Ich kann gewiß die Lieder nicht, dann kann ich nicht ſingen“, antwortete ſie ſcheu.

Als das Nachteſſen beendet war, ſtürzte Mux nach ſeinem Buch und damit zu Cornelli; er wollte gleich und mit neuem Anlauf ſeine Unterhaltung mit ihr fortſetzen, aber die Mutter hatte es anders im Sinn.

„Nun giebſt du das Buch an Cornelli ab, für dich iſt die Zeit zum Rückzug da“, ſagte ſie, „morgen machſt du wieder mit.“

Mux ging mit Widerſtreben.

„Aber geh nicht fort, bis ich wiederkomme“, ſchärfte er Cornelli noch ein, da die Mutter ihn nun feſt fortführte.

Es war Cornelli ganz unheimlich, als der zutrauliche

Mux verſchwunden war; nun war ſie zum erſtenmal allein mit den zwei Schweſtern. Was würde nun geſchehen? Es geſchah aber gar nichts. Die beiden waren ſo in ihre Arbeiten vertieft, daß keine von ihnen auch nur den Kopf aufhob. Cornelli nahm ihr Buch vor, da waren ja die ſchönen Geſchichten darin. Sie hatte ja auch noch eine zu leſen angefangen, von dieſer mußte ſie das Ende wiſſen. Sie begann zu leſen und las weiter und weiter; da kam immer wieder ein anderes Bild und eine neue, wunderbar ſchöne Geſchichte dazu.

Plötzlich ertönte laute Muſik ganz nah an ihren Ohren. Cornelli fuhr auf. Vor ihr am Klavier ſaß Agnes und ſpielte. Cornelli konnte nicht mehr leſen. Eine ſchöne Weiſe nach der andern ſpielte Agnes herunter, ſo raſch und ſo leicht, als ob es ſie gar keine Mühe koſtete, und ſie war nur wenig mehr als ein Jahr älter als Cornelli, das wußte dieſe von Dino. In der ungeheuerſten Bewunderung ſaß Cornelli da und lauſchte regungslos den wundervollen Melodieen, die eine nach der andern über die Saiten rauſchten. Die Mutter, die ihren Abendbeſuch noch bei Dino gemacht und eine Weile mit ihm zu ſprechen gehabt hatte, kehrte endlich in die Stube zurück.

„Mama“, rief ihr Agnes lebhaft entgegen, „aus Freude, daß ich mit meinem großen Aufſatz zu Ende bin, ſpiele ich alle fröhlichen Stücke, die ich nur kenne.“

„Da haſt du recht; wie iſt's mit deiner Malerei, Nika?“ fragte die Mutter.

Nika erwiderte klagend, ſie hätte wohl gehofft, fertig

zu werden, aber die Tage ſeien immer zu kurz und bei Licht könnte ſie ja nichts machen. Die Mutter ſollte nur ſehen, wie wenig ihrer Arbeit noch fehle.

„Nur eine Stunde länger noch das Tageslicht“, ſeufzte ſie, „und alles wäre beendet.“

Nika ſtellte unter die brennende Lampe ein großes Bild, das den ſchönen, farbigen Bildern ähnlich war, die ringsum das Zimmer ſchmückten. Aber ein ſo farbenprächtiges Bild hatte Cornelli noch gar nicht geſehen. Dunkelrote funkelnde Roſen hingen über ein altes Gemäuer nieder. Der dichte Epheu ſchlang ſeine glänzend grünen Ranken zwiſchendurch bis hoch hinauf. Ein alter Eichbaum ſtreckte dichte, buſchige Äſte über die verfallenen Mauern und unten floß friedlich ein klarer Bach vom alten Geſtein der Wieſe zu, wo leuchtende blaue und rote Blumen ſtanden und ihn wie in Freude begrüßten. Cornelli ſtarrte auf das wundervolle Bild; ſolche gemalte Blumen und Bäume hatte ſie noch nie geſehen und der ſchimmernde Bach, man hörte ihn rauſchen, weithin durch die Wieſe; es war alles lebendig. Und das hatte Nika gemacht! Es war Cornelli, als liege zwiſchen ihr und den zwei Schweſtern, die vor ihr ſtanden, eine große, große Kluft, die ſie trennte für immer und immer.

Drüben ſtanden die zwei, wie zwei große, herrliche Weſen voller Schönheit und Gaben und da ſtand ſie, eine viereckige, vernagelte Trine, die nie ein Menſch lieb haben konnte. Die Mutter ermunterte Nika, morgen nur friſch ihre Arbeit wieder zur Hand zu nehmen, ſie hatte

ſelbſt ihre große Freude daran. Dann ſetzte ſie ſich zum Klavier, das Abendlied ſollte geſungen werden.

Cornelli blieb ſtumm, wie auch die Frau Pfarrerin ſie zum Mitſingen ermunterte, was ſie auch wohl hätte thun können, denn das alte Abendlied hatte die Marthe ſie ſchon frühe gelehrt, ſie hatten es oft zuſammen geſungen. Aber Cornellis Eindrücke ſchnürten ſie ſo zuſammen, daß ſie keinen Ton hervorgebracht hätte. Als das Lied zu Ende war, fuhr Agnes auf, als wäre ſie geſtochen worden.

„Nein, Mama“, rief ſie aus, „das iſt gar nichts; wenn du heiſer biſt und Dino im Bett liegt, ſo iſt unſer Geſang ſcheußlich. Nika pipſt nur ſo, wie ein Hühnchen, das man in den Hals geſtochen hat.“

„Dann muß man eben zu ſingen aufhören“, ſagte Nika, ein wenig vornehm die Achſeln zuckend.

„Nein, geſungen muß werden in einer Haushaltung, ſonſt hat ſie keinen Wert mehr“, erklärte Agnes; „daß aber auch gerade das Schönſte auf der Welt ſo wenig vorkommt!“

Die Mutter nahm jetzt Cornelli freundlich bei der Hand.

„Du biſt müde, liebes Kind, ich kann es ſehen“, ſagte ſie. „Ich führe dich nun in ein ganz kleines Schlafſtübchen; ich habe kein größeres. Die Thür hier geht ins Schlafzimmer von Nika und Agnes“, fuhr ſie fort, als ſie nun mit Cornelli in dem kleinen Raum ſtand; „du kannſt ſie aufmachen, wenn du willſt, dann ſeid ihr alle drei wie in einem Zimmer.“

Dann nahm ſie herzlich Abſchied für den Tag und

wünſchte, Cornelli möchte recht wohl ſchlafen, zum erſtenmal unter ihrem Dach.

Nika und Agnes ſagten kurz: „Gute Nacht“; dann war Cornelli allein in ihrem Stübchen.

Sie hatte keine Luſt, die Thür aufzumachen; ihre Scheu vor den Schweſtern war noch viel größer geworden, als ſie bei der Ankunft geweſen war. Wie ſchrecklich hoch ſtanden auch die beiden über ihr. Cornelli hatte gar keinen Schlaf; ſie mußte ſo viel ausdenken, was ihr heute vor Augen gekommen war.

Was hatte die Agnes gemeint, was das Schönſte auf der Welt ſei? Vielleicht ſingen, aber das war doch lang nicht das Schönſte. Das Allerſchönſte war doch ein ſolches Gemälde, wie Nika ſie machen konnte, ſolche Roſen und Bäume und die Wieſe mit dem klaren Waſſer. Jetzt ſchloſſen ſich Cornellis Augen; ſie ſah immer noch die Roſen vor ſich und dann ſchaute ſie voller Verehrung zu der Nika auf, die neben ihr ſtand und ausſah wie eine Königin, ſo groß und ſchön, und Cornelli dachte: „Wenn ſie nur ein einziges freundliches Wort wollte zu mir ſagen“, da kehrte ſich Nika zu ihr um und ſagte: „Du biſt ein viereckiges und vernageltes Cornelli.“ Das ſah und hörte Cornelli aber alles im Traum.

Drüben ſagte Agnes zu ihrer Schweſter: „Wenn doch Cornelli etwas ſagen wollte! Man weiß ja gar nicht, was in ihr iſt! Wie konnte nur Dino ſie ſo kurzweilig finden und ſolche Freundſchaft mit ihr ſchließen. Sie ſitzt ja nur da und ſpricht kein Wort.“

„Das iſt noch das wenigſte“, entgegnete Nika, „aber daß ſie durchaus ausſehen will wie eine wilde Inſulanerin, iſt ſcheußlich. Ich begreife gar nicht, daß ihr unſere Mama nicht auf der Stelle alle Fetzen aus dem Geſicht geſtrichen hat.“

9. Kapitel.

Eine große Veränderung.

Mux hatte kaum ſeine Augen geöffnet am andern Morgen, als er begehrte, ſofort mit ſeinem Buch zu Cornelli zu gelangen; ſo war es geſtern abends ausgemacht worden. Aber erſt mußte er die gewöhnlichen Morgenſchickſale über ſich ergehen laſſen, bevor er ſeinen Zweck erreichte. Jetzt lief er, glatt gekämmt und rot gewaſchen wie ein friſcher Apfel, in die Stube herein. Richtig, da ſaß Cornelli ſchon ſtill in einer Ecke und lauſchte geſpannt den Muſikübungen der Agnes zu. Er ſtürzte auf ſie los; das Buch lag ſchon in ihren Händen.

„So, jetzt wollen wir den ganzen Tag lang leſen und dann erzählen“, rief er erfreut; „die andern müſſen gleich in die Schule.“

Erſt kam aber noch das Frühſtück; das hatte Mux zum erſtenmal vergeſſen. Dann zogen die Mädchen aus, aber nun klopfte Dino und begehrte, daß Cornelli zu ihm komme. Mux erhob ein großes Geſchrei und ſtellte es nicht eher ein, bis Cornelli verſprochen hatte, ſobald Dino

heut' ſchlafen müßte, würde ſie ſich mit Mux abgeben, eine ganze Zeit lang. Er murrte fort, als Cornelli das Zimmer verließ und ſie war immer aufs neue verwundert, daß jemand ſie ſo gern haben konnte; es that ihr ſo wohl, wie nichts anderes. Drüben fragte Dino, ob Cornelli ihm nicht auch etwas vorleſen wollte, da ſie doch ſo gern dem Mux aus ſeinem Bilderbuch vorlas.

„Haſt du denn auch ſo kurzweilige Geſchichten?" fragte Cornelli zögernd, indem ihr die Erinnerung an ihre ſchönen Bücher aufſtieg, in denen ihr vieles ſo unverſtändlich war, daß ſie lieber alle liegen ließ.

„Ja, das mein' ich, du ſollſt einmal ſehen", ſagte Dino. „Nimm dort das Buch herunter, auf dem ſteht: ‚Von luſtigen Reiſen'. Da ſind auch Bilder drin, nur nicht ſo große wie im andern und farbig ſind ſie auch nicht, aber ſo komiſch, daß man immerfort lachen muß."

Cornelli holte das Buch herunter und wirklich, bald nachher erſcholl einmal ums andere ihr Lachen ſo hell ins Zimmer hinüber, daß die Mutter drüben vergnügt lächelte und bei ſich ſagte: „Nein, nein, da iſt noch nicht alles verloren."

So ging die Woche dahin. Cornelli verbrachte ihre Zeit faſt nur mit Vorleſen, einmal bei Dino und dann wieder bei Mux. Dabei wurde ſie ſelbſt immer eifriger in ihrer Thätigkeit und wollte Mux einmal, nun ſollte Soldaten geſpielt werden, ſo ſagte Cornelli: „Das kannſt du gut allein thun, laß mich nur leſen, dann erzähl' ich dir's nachher."

Bald hatte ſie das ganze dicke Buch durchgeleſen. Mit den Mädchen war Cornelli nicht näher gekommen, Nika hatte noch kaum zu ihr geſprochen. Am Sonnabend Morgen trat die Mutter bei Dino ein, eben als Cornelli eine ſo köſtliche Geſchichte fertig geleſen hatte, daß alle beide in der Erinnerung noch hell auflachten.

„Wie iſt es nun, Kinder?“ ſagte ſie, „auf morgen erwartet Cornellis Vater Bericht, ob er kommen und ſie heimholen, oder ob er ſie uns noch für eine Woche laſſen ſoll. Cornelli ſoll ſelbſt entſcheiden; wir wünſchen ja alle, ſie noch bei uns zu behalten.“

„Geh nicht! Geh nicht! Sag, er ſoll nicht kommen, noch lang nicht!“ drängte Mux, der hinter der Mutter hereingeſchlüpft war und nun Cornelli ſo feſthielt, als ob auf der andern Seite der Papa ſie ſchon fortziehen wollte.

„Nein, nein, Cornelli, jetzt gehſt du noch nicht fort“, fiel Dino ein, „morgen darf ich ja zum erſtenmal aufſtehen, da mußt du doch dabei ſein und ſehen, ob ich auch noch gehen kann. Und nachher bleibſt du noch da, bis ich wieder zur Schule gehe, nicht, Cornelli? Du willſt doch nicht fort?“

„Ihr müßt Cornelli nicht ſo drängen“, ſagte die Mutter, „vielleicht würde ſie gern heimgehen und euer Drängen hemmt ſie, es zu ſagen.“

Aber das Drängen der beiden war für Cornelli eine ſolche Freude, daß ſie gar nicht zweifelte, was ſie thun wollte.

„Ich will ſehr gern noch dableiben“, ſagte ſie.

„O, wie recht!“ rief Dino aus, „und bitte auch gleich noch um 14 Tage, Mama, oder um drei Wochen, es iſt ſo gemütlich, Cornelli dazuhaben.“

„Ich bitte den Herrn Papa, uns ſein Töchterchen noch länger zu laſſen“, ſagte die Mutter, „die Zeit darf ich nicht ſo beſtimmen, das wird der Vater thun.“

„Ja, ‚länger‘ iſt gerade recht, da kann man dann immer noch ein wenig weiter bitten und ſagen, wir hätten das unter ‚länger‘ verſtanden“, meinte Dino.

Als heute Dinos Ruheſtunde kam und Cornelli mit Mux zuſammenſaß, waren alle beide ſo fröhlich über das neu beſchloſſene Zuſammenbleiben, daß der Mux das Klavier aufmachte und Cornelli aufforderte zu ſpielen, damit ſie ein Lied zuſammen ſingen könnten. Spielen konnte ſie nun gar nicht, aber ein Lied wollte ſie mit ihm ſingen, ſagte Cornelli, er ſollte nur eines vorſchlagen. Mux wußte keines.

„Sing du eins, dann kann ich es vielleicht“, ſchlug er vor.

Cornelli war ganz in der Stimmung, einmal wieder zu ſingen. Sie begann, und mit ihrer hellen, vollen Stimme ſang ſie dem Mux, der voller Verwunderung lauſchte, ihr Lied vor:

„Schnee auf der Wieſe
Und Schnee auf der Diel’,
Schnee oben und Schnee unten
Nun wird’s mir zu viel.
Hoiheia, juchheia,
Nun wird’s mir zu viel.

„O Sonne am Himmel,
O Kuckuck im Wald,
Am Bach ihr Ranunkeln,
O kommt und kommt bald!
Hoiheia, juchheia,
O kommt und kommt bald.

„Singt der Fink ſeine Lieder,
Schwirrt die Schwalbe ums Dach,
Schwirr' ich mit und ſinge wieder,
Freu' mich hunderttauſendfach.
Hoiheia, juchheia,
Freu' mich hunderttauſendfach."

Plötzlich wurde die Thür aufgeriſſen, Agnes ſtürzte herein.

„Warum ſagſt du denn nichts?" ſchrie ſie ſchon auf der Schwelle. „Nein, ſo etwas! Warum haſt du denn nie ein Wort geſagt?"

„Was hätte ich denn ſagen müſſen?" fragte Cornelli erſchrocken.

„Du mußt gar nicht erſchrecken", beruhigte Mux, „ich helfe dir ſchon, wenn ſie dir etwas thun will."

„Sei nicht ſo übernatürlich dumm, Mux", warf ihm die Schweſter zu und wollte ins Nebenzimmer hineinrennen; die Mutter ſtand auf der Schwelle. „Haſt du's gehört, Mutter? komm doch heraus und laß Cornelli das Lied noch einmal ſingen!"

„Wohl habe ich es gehört, mit Freude und Verwunderung", ſagte die Mutter, zu Cornelli herantretend. „Du haſt eine Stimme, liebes Kind, die wir gerne wieder hören möchten. Du haſt wohl ſchon oft geſungen?"

„O ja", ſagte Cornelli, „die Marthe hat mich viele Lieder gelehrt, aber —".

„Was ‚aber'?" fiel Agnes ein, „nun weiß, ich was du für eine Stimme haſt. Jetzt muß ich gleich noch zur Muſikſtunde, aber heut' Abend mußt du mit mir ſingen, und tüchtig; da gilt kein ‚aber' mehr."

Agnes ſtürzte wieder fort.

„Nicht wahr, Cornelli, heute Abend ſingſt du nun mit uns?" ſagte die Mutter freundlich. „Nun wiſſen wir ja gut, wie es tönt, warum ſollteſt du noch ein ‚Aber' haben."

„Wenn ich mich fürchte, kann ich nicht recht ſingen, es tönt dann gewiß gar nicht gut", erwiderte Cornelli.

„Aber warum ſollteſt du dich denn auch fürchten?" fragte die Mutter, „du kennſt uns doch nun alle ganz gut."

„Weil ich nicht bin wie Agnes und Nika, und nichts ſo thun kann wie ſie und auch nicht ſo ausſehe", ſagte Cornelli, indem ſie in ihrer alten Weiſe die Stirne zuſammenzog, daß man es durch die dichten Fetzen, die ſie bedeckten, ſehen konnte.

Die Mutter ſagte nichts mehr; ſie ging hinaus.

„Bleib du nur immer bei mir, dann mußt du dich gar nie fürchten", ſagte Mux beſchützend. „Ich fürchte mich vor gar nichts auf der ganzen Welt — nur im dunkeln", ſetzte er gleich hinzu, als er Cornellis Augen unter den Fetzen hervor forſchend auf ſich gerichtet ſah; er fühlte ſich durchſchaut. „Nein, auch dann nicht mehr, wenn du

dann immer bei mir bleibſt", ſchloß er gleich darauf ſiegreich.

Früher als je hatte Agnes heute ihre Schularbeiten beendet.

Sie ſtürzte zum Klavier: „Komm her, Cornelli", rief ſie dieſer zu, „Mux ſoll ſich ſelber unterhalten, nun wird geſungen."

Cornelli kam.

„Nun ſing' ich die erſte Strophe dieſes Liedes vor, nachher ſingſt du mit." Agnes begann: „Der Mond iſt aufgegangen".

„O, das Lied kenn' ich ſchon lang, ſoll ich gleich die zweite Stimme ſingen?" fragte Cornelli.

„Was? du ſingſt zweite Stimme? Kannſt du das wirklich? das wäre ja über alle Begriffe herrlich! Sing einmal d'rauf los!" ſagte Agnes ganz erregt.

Die beiden ſangen allein, denn noch hatte Nika ihre Aufgaben nicht vollendet, auch für die Mutter war die Zeit zum Abendgeſang noch nicht da. Agnes wollte nur erſt einmal ihre Verſuche mit der neuen Stimme machen. Nika ſaß ganz vertieft in ihre Arbeit; die Mutter kam nur ab und zu ins Zimmer, Agnes ſang ſelbſt mit, ſo hatte Cornelli nicht das Gefühl, daß jemand zuhöre und ſang nun hell und frei heraus mit der ganzen, vollen Stimme. Agnes wurde immer eifriger; es tönte als ſänge ein ganzer Chor da drinnen.

Die Mutter blieb im Zimmer ſtehen, Nika ſchaute erſtaunt von ihrer Arbeit auf und lauſchte. Als das

Lied zu Ende war, mußte Agnes vor Freude in die Hände klatſchen.

„Du haſt eine Stimme wie eine Glocke, Cornelli“, rief ſie aus. „O, wenn ich eine ſolche Stimme hätte! O, was wollte ich alles ſingen! Kannſt du noch manche Lieder? Nun ſag einmal alles heraus!“

Cornelli blätterte in dem Notenbuch. Von den alten Liedern, die da ſtanden, kannte ſie noch manches; die hatte ſie alle mit der Marthe geſungen.

Agnes frohlockte: „Nun wird unſer Abendgeſang kein Pipſen mehr ſein; nun kommt alles anders, ganz anders!“ rief ſie aus und ſtürzte nach ihrem Schrank, denn ſchon war ihr ein neuer Gedanke gekommen.

Sie holte andere Muſik herbei; es waren ihre zweiſtimmigen Lieder, die ſie nur in der Muſikſtunde, aber nie zuhauſe ſingen konnte; Nika machte nicht mit.

„Komm, Cornelli, verſuch einmal, mir nachzuſingen, was du nachher allein ſingen mußt; ich ſinge dann meine eigene Stimme. Sieh, da ſind die Noten, hier kannſt du deine Stimme verfolgen“, belehrte Agnes und begann zu ſingen.

Cornelli kannte wenig von den Noten; Herr Malinger hatte zwar mit ihr auch dieſen Zweig des Wiſſens geſtreift. Aber ſie hatte ein feines Ohr und konnte Melodieen augenblicklich nachſingen. Mit dem leichteſten Stücke wurde begonnen; die Töne erfaßte Cornelli ſogleich, ſie merkte auch alsbald, wo ſie einzuſetzen und wo zu pauſieren hatte. Ein zweites Stück konnte noch vorgenommen werden, noch ein

drittes. Man fing von vorn wieder an, alle drei konnten nun wirklich geſungen werden.

„Noch einmal! Noch einmal!“ drängte Agnes immer wieder, es ging jedesmal noch ein wenig beſſer, zuletzt ging es vortrefflich. Agnes ſprang vor Freude vom Stuhl auf: „Du biſt ein ganz herrliches Cornelli“, rief ſie aus, „wer hätte das gedacht! Geh nur noch nicht heim! Bleib doch noch bei uns, nun ſingen wir jeden Tag! Haſt du es gehört, Mama?“

Die Mutter bejahte es und ſagte, ſie hätte mit Dino ſich an dem Geſang erfreut; er hatte begehrt, daß ſeine Thür offen bleibe, denn er hatte den Geſang gehört.

„Weißt du was, Cornelli, morgen früh ſtudieren wir ſchnell ein Feſtduett miteinander ein, um Dino damit zu begrüßen, wenn er zum erſtenmal wieder ins Zimmer kommt.“

Cornelli war ganz einverſtanden.

Die Mutter mahnte nun, daß, wie immer am Schluß des Tages, das Abendlied geſungen werde; ſie hatte um der Geſangübungen willen dieſen Schluß ſchon ſehr weit über die gewohnte Zeit hinausgeſchoben.

Agnes behauptete, den heutigen Tag könnte man nicht mit einem ſanften Abendlied beendigen, man müßte ein lautes Lob- und Danklied ſingen, und ſtimmte gleich ihren Lobgeſang an, in den auch die anderen mit Freuden einſtimmten.

Cornelli war über die unerwartete Freude und große Freundlichkeit der Agnes ſo erfreut und verwundert, daß

ſie in ihrem Stübchen noch lang' auf dem Bett ſitzen und nachſinnen mußte, warum ſie doch nie recht froh ſein konnte, obſchon doch nun faſt alle im Hauſe ſie ſo liebevoll behandelten. Aber ſie wußte es bald wieder. Die Angſt war ja immer da, daß ſie ausſehe wie ſonſt niemand, und daß es noch immer ärger werden würde, bis ſie es nicht mehr verbergen könnte, dann würden ſie doch alle denken wie Mux, wenn ſie es auch nicht ſagen würden.

Am andern Morgen, als Cornelli eben aufgeſtanden war, trat die Mutter in ihr Stübchen. „Cornelli", ſagte ſie, das Kind bei der Hand nehmend, „du machſt uns allen ſo viele Freude, du haſt meinem kranken Dino manche frohe Stunde gemacht und den kleinen, unruhigen Mux ſo gut unterhalten, daß er faſt nicht mehr ohne dich ſein kann. Ich möchte dir auch einmal etwas Gutes thun; ich möchte dich heute ganz feſtlich machen und was dich entſtellt für immer fortbannen."

Schon hatte die Mutter begonnen, des Kindes Haar zu ordnen.

„O, nein, nein, nur das nicht!" ſchrie es auf, „dann iſt alles aus. Ich muß heim, ich will heim! Sie lachen mich alle aus und können mich nicht mehr leiden. O, Sie wiſſen nicht, wie es iſt."

„Ich weiß alles, liebes Kind", ſagte ruhig die Mutter; „Dino hat mir alles erzählt. Du weißt doch, daß ich dich lieb habe, Cornelli, nicht wahr? Du weißt, daß ich dir nichts zufügen würde, das dir weh und nicht wohl thun müßte. Du biſt in einem Irrtum, von dem ich dich heilen möchte."

„Nein, nein, es iſt kein Irrtum, gewiß nicht“, rief Cornelli angſtvoll, „die Couſine hat es geſagt und Fräulein Gribeelen auch; ſie haben es geſehen, ich weiß es. O, ſtreichen Sie nur die Haare nicht weg!“

„Cornelli“, fuhr die Mutter ruhig fort, „die Damen haben dir geſagt, ſie ſehen Hörnchen auf deiner Stirne, die werden immer größer, wenn du in ſo finſterer Weiſe deine Stirn zuſammenziehſt. Das iſt deine Angſt, daß es ſo ſei und nun immer ärger werde. Das haſt du in einer Weiſe verſtanden, wie ſie es nicht meinten. Sie wollten dir ſagen, wenn du ſo deine Stirn runzelſt, ſo ſiehſt du aus, als hätteſt du Hörnchen, um dich abzuhalten, ſo zu thun. Sie meinten es gut mit dir; du haſt es nicht recht verſtanden. Aber mich verſtehſt du nun und weißt, daß ich es nur gut mit dir meinen kann. Laß mich nun gern thun, was dir wohl machen wird. Du haſt doch das Vertrauen zu mir? Würde ich thun, was dich in den Augen der Menſchen abſchreckend erſcheinen ließe, wie du meinſt, daß es ſein würde? Das kannſt du nicht glauben, liebes Kind?“

Cornelli ſtöhnte nur noch leiſe.

Mit gewandter Hand hatte unterdeſſen die Mutter weitergearbeitet, das dichte Haar war nun ſchön geſcheitelt; zu beiden Seiten der ſauberen, weißen Straße in der Mitte lagen die Wellen des braunen Haares und umrahmten die ſchneeweiße Stirn, die kein Sonnenſtrahl getroffen hatte den ganzen Sommer durch, ſo dicht war ſie bedeckt geweſen. Zwei dicke, braune Flechten, die eben fertig geflochten waren, wand die Mutter um den Kopf herum; ſie machten eine

ganze Krone aus. Lächelnd ſchaute jetzt die Mutter in Cornellis Geſicht. Die veränderte Erſcheinung erfreute ihr Herz.

„Komm nun mit mir hinüber; wir wollen ſehen, ob die Kinder die Veränderung bemerken“, ſagte ſie und nahm Cornelli an der Hand, um ſie hinüberzuführen.

Cornelli war froh, mit der Mutter ins Zimmer zu treten; allein hätte ſie es kaum gewagt. Auch ſo noch ſchaute ſie ſcheu zu Boden, als die Thür aufging.

Mux hatte ſchon auf ſeine Gefährtin gewartet; er lief ihr entgegen. „Was haſt du gemacht, Cornelli?“ ſagte er plötzlich verwundert; „du biſt ganz ſauber und ſchön um die Stirn und haſt glänzende Augen wie ein Kanarienvogel, und du ſiehſt nicht mehr der Eule gleich.“

„Nein, aber Cornelli, du biſt ja ganz verwandelt“, rief nun Agnes aus, „laß mich ſehen! Mach ein wenig Platz, Mux! Nein, dich kennt man gar nicht mehr! Es iſt ein wahres Glück, daß du das gethan haſt; jetzt iſt es eine rechte Freude, dich anzuſehen.“

„Die Mutter hat es gethan“, ſagte Cornelli, wie verwirrt über dieſe Freudenbezeugungen.

Auch Nika hatte ihre Augen auf Cornelli gerichtet. „Du biſt ein ganz anderes Kind als vorher“, ſagte ſie; „wie haſt du nur ſo werden können?“

Es war ein ſo einnehmender Ton, mit dem dieſe Worte geſprochen wurden, daß Cornelli mehr und mehr ein tief wohlthuendes Gefühl durchdrang, das ſie aber immer wieder mit Scheu zurückdrängte. Es konnte ja faſt nicht möglich

ſein, konnte ſie denn wirklich mit einemmal von ihrer ſchrecklichen Angſt für immer befreit ſein?

Nun drängte Agnes, Cornelli ſollte mit ihr zu der Geſangsübung kommen, damit dem neuerſtehenden Dino ein feſtlicher Empfang bereitet werden könne. Cornelli war ganz einverſtanden und die Übungen begannen und ſetzten ſich fort und fort, denn Agnes konnte nicht ſatt werden, mit der neu entdeckten Stimme alle möglichen zweiſtimmigen Geſänge durchzunehmen, die ſie bisher aus Mangel an einer zweiten Stimme niemals hatte ausführen können.

Erſt zum Mittageſſen erſchien Dino, noch blaß, aber ſehr lebendig. „Hurra, Cornelli“, rief er aus, nachdem er ins Wohnzimmer eingetreten war, „nun ſiehſt du wieder aus wie in Illerbach, wenn du vergaßeſt, daß du die Vorhänge über deine Stirn ziehen mußteſt, und noch viel beſſer! Wie ſiehſt du gut aus, Cornelli! Noch einmal Hurra und Freude ohnegleichen.“

Aber was jetzt kam, hatte Dino nicht erwartet: Plötzlich ertönte der Feſtgeſang, und ſo voll und rein klang Cornellis Stimme heraus, daß Dino nur immer wieder Nika anſtieß und leiſe ſagte: „Hörſt du's jetzt? Siehſt du's jetzt? Merkſt du's bald?“

Man konnte wohl bemerken, die beiden waren bis jetzt nicht derſelben Meinung über Cornelli geweſen.

Es war ein rechter Feſttag heute. In Cornellis Herzen begann das Gefühl von wonnigem Wohlſein alle anderen Empfindungen zu verdrängen. Ihre natürliche Heiterkeit brach wie von Banden befreit hervor und regte alle

anderen zu ſolcher Heiterkeit und ſolchem Feſtjubel an, daß die Mutter ſelbſt mit einſtimmen und nur immer wieder mit Staunen und Freude auf ihre Mädchen ſchauen mußte, die ſonſt ſo wenig ungetrübte Freude zeigten, und auf ihren Dino, der mit ſeinem glückſtrahlenden Ausdruck ſo friſch und wohl ausſah. Aber heimlich mußte ſie auch wieder ſeufzen und ſich fragen: „Wie lange wird dieſe Freude bei uns anhalten! Vor uns liegen ja doch für uns alle ſchwere Zeiten.“

„Habe ich nun recht gehabt?“ mußte Dino noch ſeinen Schweſtern zurufen, als man ſich zum Schlafengehen trennte und Cornelli ſchon verſchwunden war. Wie manchesmal hatte die eine oder die andere ſeit Cornellis Ankunft heimlich zu ihm geſagt: „Was du an deiner Freundin ſo anziehend und ſo kurzweilig findeſt, begreifen wir nicht.“

Cornelli ſtand wie im Traum, als ſie nun allein war. Was war nur mit ihr vorgegangen? War es wirklich wahr, daß der große Kummer, der ſo lange ſie gedrückt und ihr alle Freude genommen hatte, auf einmal ganz verſchwunden war und für immer. Aber die Mutter hatte ihr ja feſt geſagt, es ſei alles ein Irrtum geweſen, und die Kinder hatten alle bewieſen, daß es ſo ſei. So war ſie wieder wie vorher und konnte wieder fröhlich ſein ohne Angſt im Hintergrund. Cornelli war ſo voller Freude und Dank.

„O, wie hat der liebe Gott alles ſo gut für mich gemacht“, ſagte ſie in ihrem Herzen und erinnerte ſich daran, wie angſtvoll ſie gebetet hatte, er ſolle doch verhüten, daß

ſie nach der Stadt fort müſſe, und nun hatte er ſie wohl nach der Stadt gehen laſſen, aber ſo anders als ſie gefürchtet hatte. Gerade durch das Fortgehen war ihr der große Kummer weggenommen worden. Ja, die Marthe hatte wohl recht gehabt; Cornelli wollte es nicht mehr vergeſſen; ſie wollte nie mehr etwas erzwingen wollen, nur bitten, der liebe Gott ſolle doch alles gut machen nach ſeinem Willen. Jetzt hatte ſie ihm ſo herzlich und innig zu danken, daß ſie erſt ganz ſpät ſich zum Schlaf niederlegen konnte, und dann erſt noch lange wach blieb, aber es war nur aus übergroßer Freude.

„Heute habe ich dir etwas Beſonderes mitzuteilen, Cornelli“, ſagte die Mutter, als die Familie am anderen Tag nach dem Abendeſſen friedlich beiſammen ſaß. „Du weißt, ich habe deinem Vater geſchrieben, wir bitten alle darum, daß er dich noch einige Zeit bei uns laſſe. Er hat mir geantwortet, ihm wäre es am liebſten, wenn ſein Töchterchen gleich ein ganzes Jahr lang bei uns bliebe und allen Unterricht mit nähme, den ich meinen Töchtern erteilen laſſe. Du ſollteſt aber die Freiheit haben, Cornelli, deinem Vater ſelbſt zu ſchreiben, wie dich dieſer Vorſchlag berühre.“

„Du bleibſt doch bei uns, Cornelli, gelt, du bleibſt bei uns?“ rief Dino gleich aus; „du bleibſt da bis zum Sommer, dann geh' ich mit dir heim nach Illerbach. Ich komme dann ja doch wieder zu der guten Frau Marthe; das iſt ſchon beſtimmt.“

„Und ich auch“, ſagte Mux entſchloſſen, „und weißt

du, Cornelli", flüſterte er ihr dann ins Ohr: „ich bleibe dann immer bei dir in deinem Haus und Dino kann dann ganz allein zu der alten Marthe gehen."

Agnes war entzückt über dieſe Ausſicht. „O, wie herrlich! wie herrlich!" rief ſie einmal ums andere aus. „Nun nehmen wir Singſtunden zuſammen und lernen vorweg die gleichen Geſänge und ſingen alles zuſammen wieder daheim. O, das iſt ganz unſäglich erfreulich!"

Sogar Nika ſagte zuſtimmend: „Du wirſt doch deinem Vater ſchreiben, du wolleſt bei uns bleiben, Cornelli, wir fangen eigentlich doch erſt jetzt an, dich zu kennen."

Cornellis Augen erglänzten in immer größerer Freude. Alle wollten ſie gern behalten, alle! Und noch ein Gedanke war in ihr aufgeſtiegen: Wenn der Vater ſie ein Jahr lang dalaſſen wollte, dann war es wohl die Inſtitutszeit, die er für ſie im Sinn hatte. O, wie war das ſo anders, als was ſie ſich gedacht und ſo gefürchtet hatte! „O, ich will ja ſo gern dableiben, ſo gern!" ſagte ſie plötzlich in warmer Erregung. „Darf ich gleich an Papa ſchreiben?"

Das war der Mutter gerade recht. Sie ſetzte ſich neben Cornelli hin; auch ſie wollte an den Vater ſchreiben, die Briefe ſollten zuſammen abgehen.

Als der Direktor in Illerbach zwei Tage nachher an ſeinem Morgenkaffee ſaß, eröffnete er vor allen anderen Sendungen, die dalagen, den dicken Brief, der aus der Stadt kam. Es waren deren zwei in der Umhüllung. Mit Verwunderung las er den einen wie den anderen. Die Frau Pfarrerin ſchrieb, alle Glieder ihrer Familie

haben mit Jubel ſeinen Vorſchlag für Cornellis längeren Aufenthalt in ihrem Hauſe aufgenommen, denn ſie alle haben Cornelli recht von Herzen liebgewonnen. Die liebe neue Hausgenoſſin hätte eine recht wehthuende Lücke in ihrer Familie zurückgelaſſen.

Cornellis Brief lautete:

„Lieber Papa!

„Ich will ſo gern hier bleiben; die Mutter und alle Kinder ſind mir ſo lieb, wie ich gar nicht ſagen kann. Ich möchte auch gern viel, viel lernen; Nika und Agnes wiſſen ſo viel und ſind ſo geſchickt; ich wollte ſo gern auch alles lernen, was ſie können. Wenn du mir das erlaubſt, bin ich ganz ungeheuer froh! Grüße mir vielmals die Marthe und die Eſter und den Mathis.

Dein Cornelli.“

Der Direktor ſchüttelte den Kopf, als er die Briefe durchgeleſen hatte. „Wenn das mit rechten Dingen zugeht!“ ſagte er bei ſich. „Kaum ein paar Wochen, ſeit ſie mir geſagt haben, daß dieſes Kind nicht zurechtgebracht werden könne, ſeit ich das ſtörriſche, unbegreiflich verkehrte Weſen des Kindes ja ſelbſt geſehen habe. Und nun! Freilich, man darf ja wohl nicht ſo buchſtäblich nehmen, was vielleicht in einem Augenblick der Erregung geſchrieben worden iſt.“

Aber der Direktor war doch ſehr froh über die Nachrichten. Seine größte Sorge war ihm ja für einmal abgenommen. Jemand wollte ſich ſeines Kindes annehmen,

und es war eine Frau, die ihm ſamt ihren Kindern den günſtigſten Eindruck gemacht hatte. Wie lange es mit dem ſtörriſchen Kinde bei ihr gehen würde, wollte er eben abwarten.

Die Mutter hatte bald für Cornelli alles vorbereitet, daß ſie nun einen richtig geordneten Schulunterricht beginnen konnte. Agnes trieb mit Feuereifer daran, daß auch ſogleich Muſikſtunden genommen werden, das war doch die Hauptſache, meinte ſie. Cornelli wünſchte es auch ſelbſt; am liebſten wollte ſie gleich alles lernen, was Nika und Agnes erlernten, und mit voller Luſt und ganz friſchen Kräften ſtürzte ſie ſich auf jedes Gebiet, das vor ihr aufgethan wurde.

Dino war nun wieder geneſen; auch für ihn hatte der Schulbeſuch wieder begonnen. So zog jeden Morgen das Trüppchen der vier Kinder im lebhafteſten Geſpräch die Straße hinunter, den verſchiedenen Schulen zu. Trafen ſie im Heimweg wieder zuſammen, ſo war die Unterhaltung noch viel lebendiger, denn dann hatte man ſich gegenſeitig die mannichfaltigen eben erlebten Schulereigniſſe mitzuteilen. Darin war dann Cornelli immer allen voran; ſie konnte alles ſo komiſch ſchildern und den anderen vor die Augen führen, daß meiſtens alle vier in hellem Gelächter die Treppen heraufkamen. So war für alle der jetzige Zuſtand der Dinge ein ganz erfreulicher, nur für den Mux nicht; ſeine Gefährtin Cornelli war ihm ja ganz entkommen. In ſeinem großen Zorn rief er den vier lachenden Schulgenoſſen zu, die eben hintereinander das Treppchen heraufkamen:

„Alle Schulen würde ich verbrennen, wenn ich ſie nur hätte.“

„Nur nicht gleich alle Lehrer mit, Mux“, ſagte Dino, „ſonſt hätte man von dir noch ganz anderes zu berichten, als du von der Agnes erzählſt.“

Die Thür zwiſchen Cornellis Stübchen und dem Schlafgemach der Schweſtern war geöffnet worden und ſtand nun immer offen; alle drei hatten es ſo gewünſcht. Da war ja kein Abend mehr, an dem man ſich nicht ſo viele Dinge mitzuteilen hatte, daß der letzte Augenblick noch dazu benutzt werden mußte.

Für Nika und alles, was ſie that, hatte Cornelli nur Bewunderung. Daß eine ſolche Nika, an der alles ſchön war und die alles machen konnte, was ſchön war, einen Kummer haben ſollte, hatte Cornelli nie begriffen, aber immer wieder daran denken müſſen, denn oft ſah Nika ſo aus, daß man es ſehen konnte, ſie mußte heimlich an einem Kummer leiden. Agnes mußte den ihrigen auch noch mit herumtragen, denn manchmal, mitten im vergnügteſten Lachen konnte ſie plötzlich abbrechen und ſagen: „Ja, du kannſt wohl luſtig ſein, Cornelli, du haſt es lang gut, aber wir, ja wir!“ Dann zog Agnes ihre Stirn auch ſo in Runzeln, daß Cornelli denken mußte, ihr Kummer thue recht weh. Sie hätte ihr ſo gern geholfen, aber ſie fragte nie danach, was ihr wehe thue. Cornelli wußte ja wohl, wie froh ſie ſelbſt geweſen war, wenn kein Menſch danach gefragt hatte, was ihr fehle. Heute kam Agnes aus der Muſikſtunde heimgerannt, rot und aufgeregt wie noch nie.

„Mama“, rief ſie ſchon unter der Thür, „der Lehrer hat uns die Stücke ausgeteilt, die wir am Examen zu ſpielen haben. Meines iſt das ſchwerſte von allen, und zu mir hat er geſagt, wie er mir's übergab: ‚Aus dir mach' ich noch 'was Rechtes‘.“

Jetzt ergriff Agnes ihre Hefte, warf ſie von ſich, als wären es ihre ärgſten Feinde, und lief weg. Cornelli lief ihr voller Teilnahme nach.

Agnes ſtürzte nach ihrem Zimmer, warf ſich auf einen Seſſel und ſchluchzte laut. Mit dem herzlichſten Mitleiden faßte Cornelli ſie um den Hals: „O, ich weiß wohl, wie es iſt, Agnes, wenn man ſo weinen muß“, ſagte ſie, „aber warum mußt du auch jetzt ſo thun, dein Lehrer hat dich ja gerade ſo gelobt?“

Jetzt brach Agnes los: „Ja, was nützt mir das? Und was nützt es mir, wenn ich noch ſo gut ſpiele und noch ſo gern mich üben wollte Tag und Nacht! Das nützt alles nichts. Noch ein Jahr dürfen wir fortfahren, Nika und ich, dann iſt alles aus; ſie darf nicht mehr malen und ich nicht mehr Muſikſtunden nehmen; wir müſſen Schneiderinnen werden und ich darf nicht einmal mehr die höheren Klaſſen an der Schule durchmachen, dazu iſt dann keine Zeit mehr. Tauſendmal lieber will ich durch die Welt ziehen und für fünf Rappen ein Lied vor den Häuſern ſingen — ja, das will ich!“

„Kann denn die Mutter nichts machen, daß ihr das nicht müßt?“ fragte Cornelli, der die Hilfe der Mutter gegen ihren großen Kummer noch ſo gut in der Erinnerung war.

„Nein, das kann ſie nicht, es thut ihr ſelbſt leid genug. Da iſt gar kein Menſch, der uns helfen kann, wenn der Vormund es will", rief Agnes aus, „und er ſagt, es gehe nicht anders."

Dieſe Erklärung drückte Cornelli ſehr danieder. So war denn gar nichts zu machen. Nun begriff ſie, daß Nika oft ſo traurige Augen hatte. Das war nun wirklich ein großer Kummer; er ging auch Cornelli tief zu Herzen. Wenn Agnes einen ihrer Verzweiflungsanfälle gehabt hatte, kam ſie einige Tage lang nicht mehr zurecht. Dann ſagte auch Nika kein Wort mehr und die Mutter ſchaute immer wieder ſtill und betrübt auf ihre Kinder.

Dino wurde dann auch ſchweigſam; er wußte wohl, was die Mutter und die Schweſtern quälte. Er hätte auch ſo gern den Schweſtern geholfen, aber er wußte keinen Weg. Dann konnte Cornelli gar nicht mehr lachen und luſtig erzählen, ſie wußte wohl, wie es thut, einen Kummer mit herumzutragen.

10. Kapitel.

Neues Leben in Illerbach.

Der Winter war gekommen. Die Tage waren für alle Bewohner der Manſardenwohnung mit geregelter Arbeit ſo beſetzt, daß jeden Abend, wenn die Feierzeit kam, ein allgemeiner Jammer erſcholl, daß der Tag ſchon wieder um war und nicht noch viele Stunden hatte. Vor allem war es Agnes, die ausſah, als wollte ſie Feuer ſpeien vor Entrüſtung, wenn immer wieder alles abgebrochen und zu Bette gegangen werden ſollte.

„Mit Schlafen verliert man die halbe Zeit ſeines Lebens“, rief ſie öfter empört aus, „wenn du uns doch erlauben wollteſt, die Nächte durch zu ſingen, Mama, wir wären nachher am Tag nur um ſo friſcher bei der anderen Arbeit, denn ſo könnten wir doch einmal nach Herzensluſt beim Singen bleiben, und nicht immer, wenn wir im beſten Zug ſind, alles abbrechen.“ Aber die Mutter war nicht der Anſicht; die Nächte mußten immer wieder zum Schlafen verwandt werden.

Cornellis Geſang war auch für Agnes ein immer neues

Entzücken. Mühelos und leicht, wie ein Vogel, ſang Cornelli alles, was ſie auch nur einmal hörte, und mit einer Stimme, ſo klangvoll und klar, daß jeder ſich daran freuen mußte. In der ganzen Schule war keine zweite Stimme zu finden wie die ihrige, ſo voll und ſo ſicher zugleich. So ſagte der Lehrer ſelbſt, und beim allgemeinen Geſangunterricht wollte er Cornelli gleich vor ſich an der erſten Stelle haben, ihre Stimme war die ſicherſte Leiterin des Chores.

Mitten im Winter ſchrieb der Direktor an die Frau Pfarrerin: Da er ſein Kind nun ſo gut untergebracht wiſſe, habe er beſchloſſen, jetzt gleich eine Reiſe zu unternehmen, die ihn längere Zeit im Auslande feſthalten werde. Seine letzte Reiſe hätte er abkürzen müſſen, um nicht gar zu lange die gütigen Stellvertreterinnen an ſein Haus zu binden. Dem plötzlichen Entſchluß ſei es beizumeſſen, daß er ſein Vorhaben, einmal nach der Stadt zu fahren und ihr Haus aufzuſuchen, nicht ausführen könne.

So ſchnell war es noch niemals Frühling geworden, als nach dieſem Winter geſchah, dachte Cornelli, als eines Tages ein lauer Wind durch die Straßen blies und der ſchmelzende Schnee von allen Dächern tropfte. Sie kam allein aus der Schule; heute hatte ſie früher frei als die anderen. Von einem ſonnigen Dach herunter pfiff ein Vöglein wie jauchzend zu dem blauen Himmel hinauf. Cornelli ſtand ſtill und lauſchte. Ein Sonnenſtrahl fiel in die Gaſſe hinein, leiſe tropfte der aufgelöſte Schnee; das Vöglein pfiff fort und fort, ſo lieblich, ſo bekannt. Vor Cornellis Augen ſtanden die jungen Buchen droben im

Wald mit dem erſten Grün bedeckt, unter der Hecke kamen die Veilchen hervor, die erſten Veilchen, im Garten am Haus glitzerten die gelben Krokusblümchen und rote Primeln, und ſo pfiffen die Vögel ringsum von allen Bäumen — daheim war's ſo ſchön! ſo ſchön! O, das alles wieder zu ſehen, wieder zu hören, wieder heimzukommen, wie müßte es doch ſchön ſein! Cornelli lief die Straße entlang und alle Treppen hinauf, um ſo ſchnell als möglich zu ihrem Tintenfaß zu gelangen. Da ſetzte ſie ſich hin und ſchrieb:

„Lieber Papa!

„Daheim iſt es gewiß jetzt ſo ſchön, wie ſonſt nirgends. Darf ich nicht bald heimkommen? Jetzt ſind gewiß die Veilchen da und im Wald iſt alles grün, und dann kommen alle kleinen Blumen im Garten und dann die Roſen und die Beeren und in den Wieſen die Vergißmeinnicht. O, es iſt gar nirgends ſo, wie es daheim iſt! Ich möchte auch alles ſo gern der Mutter und Nika und Agnes zeigen und dem Mux das Geißlein. Dino kennt ſchon den Garten und die Wieſen; er möchte auch ſo gern wieder nach Illerbach kommen. O, wenn ich nur bald wieder alles ſehen könnte! Viele hundert Grüße von Deiner Tochter

Cornelli."

Erſt nach drei Wochen kam eine Antwort vom Vater. Er ſchrieb, ſeine Reiſe hätte ſich viel weiter ausgedehnt, als urſprünglich in ſeiner Abſicht gelegen hätte. Daß ſeiner Tochter plötzlich ins Bewußtſein getreten ſei, daß ſie eine ſchöne Heimat habe, freue ihn ſehr, aber daß ſie nun ſo-

fort aus der Schule laufe, dafür ſei er nicht. Bis zu den Sommerferien ſoll ſie noch in der Stadt bleiben, bis dahin werde auch er fortbleiben müſſen. Dann ſollte ſie die Familie, in der es ihr ſo gut gehe, Mutter und Kinder, für die Ferienzeit einladen; da ſei Platz genug für alle im Hauſe, und er ſei, wie auch Cornelli, der Frau Pfarrerin großen Dank ſchuldig.

Erſt war Cornelli ein wenig enttäuſcht, daß es noch ſo lange währen ſollte, bis ſie den Garten und die Wieſen und den Buchenwald wiederſehen konnte, denn ihr Verlangen danach war immer größer geworden. Aber die Ausſicht, alle mit zu haben, die ganze Familie, auch Dino und auch die Mutter, erfreute ſie ſo ſehr, daß die Enttäuſchung darüber verſchwand. Noch viel größer aber war dann ihre Freude, als ſie am Mittagstiſch die Einladung ihres Vaters vorbrachte und nun von allen Seiten ein völliger Jubel losbrach. Die Mädchen hatten nichts anderes vorausgeſehen, als daß ſie, wie jeden vergangenen, ſo auch dieſen Sommer, ohne beſondere Ferien in ihrer heißen Dachwohnung zubringen würden. Und nun die Ausſicht auf ein wochenlanges Herumſtreifen in dem herrlichen Illerbach, von dem Dino nicht genug hatte erzählen können. Und dazu ſollten ſie in Cornellis Haus und Garten wohnen, die nach Dinos Schilderung das Schönſte von allem waren. Agnes ſchrie laut auf vor Freude, Nikas Geſicht leuchtete wie lauter Sonnenſchein. Die Mutter war ganz bewegt vor Dank und Wonne. Wie oft ſchon hatte ſie ſich heimlich gekümmert, ob ſie es wohl dazu bringen

werde, ihren Dino zu einer rechten Erholung nach Illerbach zu ſenden, oder ob ſie ihm die Zeit ſo kurz zumeſſen müſſe, daß ihr wenig Hoffnung auf eine rechte Kräftigung blieb. Und nun hatte der liebe Gott ihr plötzlich nicht nur alle Sorge darüber weggenommen, ſondern ſie noch in ſolchen überreichen Segen verwandelt. Dino lächelte in tiefinnigſtem Vergnügen und ſagte immer wieder: „Ihr ſolltet nur wiſſen, wie ſchön alles iſt. Dieſer Garten! dieſe Bäume, dieſe Ställe, dieſe Roſſe! O! dieſes ganze Illerbach.“

Mux aber ſchrie immer lauter: „Nimm mich auch mit, Cornelli, nimm mich auch mit!“ Denn er konnte nicht begreifen, daß es wirklich ſo ſein werde, daß er auch mitkomme. Noch waren viele Tage, ja noch manche Woche zu durchleben, bevor die ſchöne Zeit kommen würde, aber in der herrlichen Ausſicht, die allen vor Augen ſtand, mußte es nicht ſchwer ſein, noch durchzumachen, was eben durchzumachen war.

Cornelli ging es anders. Ihr Verlangen nach der Heimat wurde mit jedem Tage ſtärker und heftiger, und wenn ſie irgendwo ein grünes Plätzchen oder einen Baum erblickte, da ſtanden der Garten der Heimat, die Wieſen, die Blumen am Illerbach ſo lebendig vor ihr, daß der Wunſch, das alles wiederzuſehen, wieder heimzukommen, ein ganzes Weh in ihr wurde. Zuletzt war ihr ſo, als würde der Tag nie kommen, nie, da ſie die Heimat wiederſehen würde. Aber er kam doch. Wenn auch vor Freude keiner recht daran glauben konnte, er war wirklich da. Der große Koffer wurde auf einem Karren fortgebracht;

hinterher wanderte die ganze Familie der Eiſenbahn zu. Zuhinterſt folgte Trine mit ganz erſtaunten Augen; denn daß auch ſie eine Reiſe aufs Land machen dürfe, konnte ſie noch nicht begreifen, obſchon ſie nun auf dem Wege war. Cornelli hatte am geſtrigen Tag noch ſo dringend für ſie gebeten, daß die Frau Pfarrerin nicht mehr widerſtehen konnte. Cornelli ſollte dann beim Vater ſelbſt den unerwarteten Gaſt verantworten. Mux war ſo aufgeregt, daß er beſtändig dem einen oder dem andern vor die Füße lief und ihn am Gehen hinderte.

„Du unvernünftiger Mux“, rief Dino aus, „wenn du ſo thuſt, ſo kommen wir natürlich zu ſpät auf die Eiſenbahn und die Reiſe iſt fertig.“

Dieſe Ausſicht brachte den Mux ganz außer Faſſung. Er ſtürzte davon wie ein Unſinniger, und Dino konnte nun auch laufen, um ihn einzufangen, denn Mux wußte ja weder Weg noch Steg; er lief nur zu, um nicht zu ſpät zu kommen. Endlich war man doch glücklich an die Station gekommen, der Wagen wurde beſtiegen und nun ging's ins Land hinaus. Die Sonne ſtrahlte über alle Felder und alle Wege; es war keine Wolke am Himmel. Cornelli ſaß am offenen Fenſter und ſchaute geſpannt hinaus. Zwei Stunden und noch eine kleine Zeit waren ſchnell vorübergegangen; hier mußte ausgeſtiegen werden.

„Dort kommt er! dort kommt er!“ ſchrie Cornelli und ſtürzte der Straße zu, die ins Thal hineinführte.

Eben hielt Mathis ſeine luſtig dahertrabenden Braunen an. Cornelli ſtand ſchon vor ihnen.

„Grüß Gott, Mathis, ich komme wieder heim, iſt alles noch ganz gleich daheim?“ rief Cornelli dem herunterſteigenden Kutſcher zu.

„Willkommen, Cornelli, willkommen daheim“, ſagte er freudeſtrahlend, denn das Kind ſeines Herrn war ſein ganzer Stolz. „Aber wie hat Cornelli gewachſen! Hm, hm, wie hat ſich Cornelli verändert!“

Er ſchüttelte ihre Hand noch einmal in ſeiner Freude, dann ging er, den Wagen aufzumachen. Die Familie war nun auch herangekommen.

„O, da iſt noch ein Bekannter, da iſt ja der junge Herr von vor dem Jahr“, ſagte Mathis wieder, denn Dino war zu ihm herangetreten, um ihm die Hand zu ſchütteln, „aber der junge Herr ſah beſſer aus bei uns, ja, das iſt wirklich wahr, viel beſſer.“

„Das glaub' ich wohl, Mathis, wenn ich jeden Morgen ſo gute Milch aus dem Stall bekam und draußen in der ſchönen, friſchen Morgenluft trinken konnte“, ſagte Dino, „in der Stadt war's anders.“

Die Mutter war nun eingeſtiegen, die Mädchen folgten. Mux ſtand unbeweglich vor den zwei glänzenden Braunen und ſtarrte ſie an. Er war nicht von dem Anblick wegzubringen.

„Wir nehmen ſie mit“, verhieß Mathis, dem die unverhehlte Bewunderung des Kleinen gut gefiel. „Da kannſt du ſie jeden Tag betrachten und darauf zum Brunnen reiten.“

Das half. Nun waren alle im Wagen, Trine kam

zum Mathis auf den Bock und nun ging's ſauſend ins Hochthal hinein.

„Mutter, Mutter, ſieh die roten Margeritenblumen“, ſchrie Cornelli auf, „ſieh die goldenen Bachranunkeln! O, alle die blauen Vergißmeinnicht!“

Cornelli war aufgeſprungen, ſie konnte nicht mehr ſtillſitzen; ſie mußte vorwärts, rückwärts, nach allen Seiten ſchauen. So voller Blumen von allen Farben waren die Wieſen noch nie geweſen. Alle Augenblicke ſchrie Cornelli wieder auf vor Entzücken. Jetzt fuhr der Wagen in den Hof hinein. Cornelli ſprang zuerſt hinunter.

„Eſter, Eſter, Gott grüß' dich!“ ſchrie ſie der alten Bekannten zu, die in würdevoller Ruhe und in einer tadellos weißen Schürze herankam, um die Gäſte zu empfangen.

„Jetzt bin ich wieder daheim, iſt alles noch, wie es immer war? Iſt der Garten noch ganz gleich? und die Marthe und ihr Häuschen?“

„Ja, ja, Cornelli, und grüß' dich Gott“, erwiderte die Eſter, Cornelli betrachtend. „Aber du haſt geändert, der tauſend, biſt du verändert, du biſt nicht mehr gleich.“

Cornelli war ſchon ins Haus gelaufen, nach der Wohnſtube, zu ihrem Schrank. Es war alles ſo geblieben, wie es geweſen war. Cornelli ſtürzte wieder hinaus, der Mutter entgegen, um ſie hereinzuführen. Des Kindes Geſicht war völlig ſtrahlend vor Freude.

Drüben in ſeiner Arbeitsſtube ſtand der Vater in ſeine Schreibereien vertieft; eben hörte er den Wagen heranrollen. Er fuhr auf: „da ſind ſie ja ſchon“, ſagte er bei

ſich, warf ſchnell den Zimmerrock über den Seſſel und zog den guten an. Dann trat er aus der Gießerei und ging über den Hof. „Ach Gott“, ſeufzte er auf, denn noch ſtand ihm in friſcher Erinnerung, welchen Eindruck ſein Kind auf ihn gemacht, als er vor dem Jahr von ſeiner Reiſe zurückgekehrt war und Cornelli nun vor ihm ſtand, ſcheu, abgewandt, ſeinem Blick ausweichend und anzuſehen, wie ein noch nie gekämmtes Inſulanerkind.

„Was wird jetzt mit dem Kinde ſein!“

Er trat ins Wohnzimmer ein. Cornelli ſchaute ihm eben entgegen. Der Direktor ſtutzte, er ſtand unbeweglich da, als könnte er nicht faſſen, was er mit Augen vor ſich ſah. Cornelli ſtürzte nun auf ihn zu.

„O, Papa! Papa! Es iſt ſo ſchön daheim! Es iſt alles noch, wie es war. O, ich bin ſo froh, wieder daheim zu ſein!“

Der Vater wollte ſein Kind umarmen, aber er hielt es noch einmal von ſich, er mußte es noch einmal anblicken. Er hatte die Thränen in den Augen.

„Cornelli, mein Kind, du ſchauſt mich an, wie deine Mutter that. Wie biſt du deiner Mutter ſo ähnlich geworden!“ ſagte er in der größten Bewegung, das Kind in ſeine Arme ſchließend, „wie iſt es möglich! Wie haſt du dich verändert! Wie biſt du ſo geworden?“

„Die Mutter weiß es, Papa, die Mutter hat mir geholfen“, ſagte Cornelli, mit leuchtenden Augen die Mutter herbeiholend, die mit ihren Kindern zurückgetreten war.

Der Direktor ging auf ſie zu.

Cornelli S. 200.

„Seien Sie herzlich willkommen in meinem Hauſe, Frau Pfarrerin, und Ihre Kinder mit Ihnen", ſagte er, in der herzlichſten Weiſe eines nach dem andern begrüßend. Dann, ſein Kind wieder bei der Hand nehmend, fuhr er in bewegtem Tone fort: „Und was haben Sie mir hier zurückgebracht! Was haben Sie mit meinem Kinde gemacht? Wie war es möglich? Iſt dies dasſelbe Kind, das ich Ihnen zuführte?"

Er mußte wieder und wieder Cornelli anſchauen; ſah ſie wirklich ſo aus, war es keine vorübergehende Erſcheinung? Keine Einbildung? War dies ſein Kind Cornelli? Der Vater hielt die Hand des Kindes feſt und ſchaute ihm immer wieder in die glänzenden Augen; es war, als könne er's nicht glauben.

Die ſorgliche Eſter brachte nun allerlei Geſchirr herein; der Tiſch ſollte gerüſtet werden. Unter der Thüre teilte ſie ihrem Herren mit, die Zimmer der Gäſte ſeien alle in Ordnung; die Damen würden ſich wohl gern noch zurückziehen.

Die Mutter nahm für ſich und ihre Töchter den Vorſchlag gern an, aber Cornelli ſagte: „Gelt, Papa, ich darf ſchnell zur Marthe hinüberrennen, ich bin bald wieder da?"

Der Vater nickte bejahend.

Dino erbat ſich auch dieſelbe Erlaubnis; er konnte nicht zurückbleiben, wenn es zu der guten Marthe ging.

Die Kinder wollten den Weg hinausrennen, aber Cornelli kam nicht vom Fleck. Die Wieſen waren ja ganz beſät mit all' den Blumen, die ſie ſo lange nicht geſehen

hatte. Sie mußte hier die roten Margeriten, dort die gelben Bachranunkeln holen, die blauen Vergißmeinnicht konnte ſie nur gar nicht ſtehen laſſen. Aber Dino mahnte, doch zu kommen; ſie mußten ja bald wieder heimkehren, und die Blumen würden doch morgen noch da ſein.

Marthe hatte ſchon vernommen, daß heute Cornelli erwartet wurde und mit wem ſie kommen ſollte. Lange ſchon hatte ſie nach dem Hof und Garten hinübergeſpäht, ob ſie nicht ein Stückchen von Cornelli entdecken könne, oder vielleicht eines von Dino. Nun kamen beide miteinander ihr Treppchen heraufgerannt. Marthe lief hinaus. Das war Dino, ja, ſo wie ſie ihn ja wohl kannte. Aber Cornelli — Marthe ſchaute auf das Kind und drückte ihm die Hände und wollte etwas ſagen, aber die hellen Thränen liefen über ihre Wangen; ſie konnte nichts ſagen.

„O, Marthe, ich habe mich ſo gefreut heimzukommen und dann auf der Stelle zu dir zu laufen“, rief jetzt Cornelli. „Freuſt du dich denn nicht mit mir? O, ich bin ſo froh, ſo froh!“

„Ich auch, o ich auch“, verſicherte Marthe; „es iſt ja nur die Freude über dich und die Erinnerung. O, wie ſiehſt du doch deiner ſeligen Mutter gleich, und wie anders ſiehſt du doch aus, als da du gingſt, Cornelli! Dir hat der liebe Gott dein Stadtleben ſo geſegnet, daß es mir iſt wie ein Wunder; wie habe ich auch gebetet dafür!“

Nun mußte ſie auch noch einmal Dino die Hand ſchütteln und noch einmal; aber in die große Freude ihn wiederzuſehen, miſchte ſich eine Betrübnis.

„So ſchmal und bleich, Dino, warum auch?“ fragte ſie beſorgt. „Vor dem Jahr waren die Wangen voller.“

„Eben darum komm' ich wieder nach Illerbach“, erwiderte Dino fröhlich, „und nun müſſen Sie ſich auch mit uns freuen, Frau Marthe; wir ſind ſo unbändig froh, wieder da zu ſein, Cornelli und ich. O, da iſt es noch ganz ſo ſchön wie vor dem Jahr, und zu Ihnen kommen wir alle Tage; da bin ich ja ganz daheim.“

Marthe konnte vor Rührung nichts mehr ſagen. Da ſtand Cornelli vor ihr, ſo friſch und froh wie nur je; alles unbegreiflich Traurige und alle Entſtellung an dem Kinde war verſchwunden und ein Ausdruck in die fröhlichen Augen gekommen, der das Herz der Alten im tiefſten bewegte. So hatte die junge Mutter ſie angeblickt. Und da ſtand Dino mit der alten Anhänglichkeit und ſprach ſo freundliche Worte zu ihr, ſie konnte ſich vor Glück gar nicht faſſen.

„Nun müſſen wir gehen, Marthe“, ſagte Cornelli, „aber du weißt ſchon, wie es immer war; ich kam ja alle Tage zu dir gelaufen, ſo thue ich wieder.“

„Und ich mit! Und ich mit“, rief Dino, und wie ſie nun dahinrannten zuſammen, ſchaute Marthe, auf ihrem Treppchen ſtehend, die Augen voller Freudenthränen ihnen nach, ſo lange ſie noch etwas von ihnen ſehen konnte.

Mit gefalteten Händen ſchaute ſie noch hin, auch als ſie ſchon verſchwunden waren.

„O, du lieber Gott“, ſagte ſie leiſe, „mein Herz iſt übervoll von Dank. Du haſt es alles geſegnet, was

hart für das Kind war, es iſt alles zum Guten geworden."

Als die Kinder ins Haus traten, ſagte Cornelli: „Geh nur hinein, Dino; ich komme gleich nach."

Dann ſchwenkte ſie ab und trat in die Küche ein.

„Hab' ich doch gedacht, daß unſer Cornelli noch den Weg zur Küche finden wird", ſagte die Eſter befriedigt. „Komm, laß dich einmal recht anſehn, Cornelli."

Die Eſter ſtellte ſich breit vor das Kind hin.

„Du haſt aber einmal gewachſen in dem Jahr, und ſo geordnet und ſchön gekämmt ſiehſt du jetzt aus. Ja, ja, unſer Cornelli darf man ſchon anſchauen."

Cornelli wurde ein wenig rot. Sie dachte daran, wie ſie ausgeſehen hatte, als ſie fortging; ſie wußte nun wohl, wie alles geweſen und wie ſie ſich geſperrt hatte gegen allerlei gute Meinung der andern.

„Eſter, ich muß dir etwas ſagen. Wo iſt die Trine, die mitgekommen iſt?" fragte jetzt Cornelli.

„Ich habe ihr geſagt, ſie ſoll hinters Haus gehen und den Gemüſegarten ein wenig betrachten", ſagte Eſter; „ſie ſtand mir in der Küche überall im Weg; ſie ſieht nicht gerade flink aus."

„Nein, das thut ſie nun ſchon nicht. Siehſt du, Eſter, wegen der Trine wollte ich dir gerade etwas ſagen: Gelt, du willſt ſchon gut ſein mit ihr?" ſagte Cornelli ganz bittend, „ſiehſt du, die Trine iſt viereckig und vernagelt, aber ſie kann nichts machen, daß ſie anders ſei. Du weißt vielleicht nicht, wie es iſt, aber ich weiß es ganz gut. Und

wenn du recht gut mit ihr biſt, ſo thut es ihr dann weniger weh, daß ſie ſo ſein muß. Gelt, du willſt es mir ſchon zu Gefallen thun?"

Die Eſter ſchaute ganz erſtaunt auf das Kind, das nun der Stube zurannte.

„Wie nur unſerm jungen Kinde ſolche Gedanken kommen!" mußte die Eſter bei ſich ſagen. „Man würde meinen, unſer Cornelli hätte ſelber ganz unten durch müſſen und wäre nicht die Direktorstochter, die haben kann, was ſie will."

Noch lange mußte die Eſter von Zeit zu Zeit den Kopf ſchütteln, aber ſie wollte Cornelli beweiſen, daß ſie die einzige Tochter vom Hauſe ſei, die zu befehlen habe, denn die Eſter war ſtolz auf Cornellis Stellung; ſie wollte zeigen, wie ſie die Wünſche ihrer jungen Herrin zu erfüllen wußte.

Nach der erſten fröhlichen Mahlzeit rannten die Kinder, wie ihnen erlaubt worden, nach dem Garten hinaus. Sie wußten, was da alles zu ſehen war; wie begeiſtert hatte Dino bei ſeiner Heimkehr den Garten mit den Blumen aller Farben, mit den Spalieren voll roter Pfirſiche geſchildert! Die fruchtbeladenen Birn- und Äpfelbäume, die großen Ställe drüben mit den glänzenden Kühen, den ſtolzen, prächtigen Roſſen; nun ſollten ſie alles ſelbſt ſehen. Mit dem gleichen Verlangen ſtürzten ſie alle fünf davon.

Der Direktor ſaß noch bei ſeinem ſchwarzen Kaffee und die Frau Pfarrerin leiſtete ihm gern Geſellſchaft.

„Nun, Herr Direktor", ſagte ſie, als die Thür ſich hinter den Kindern geſchloſſen hatte, „laſſen Sie mich

Ihnen endlich meinen Dank aus tiefſtem Herzen ausſprechen für Ihre große Freundlichkeit."

„Was? Wie? Sie wollen mir danken, Frau Pfarrerin", unterbrach ſie der Direktor.

„Sie mir? Nun laſſen Sie mich ſprechen! Wie kann ich je den Dank abtragen, den ich Ihnen ſchulde! Was haben Sie mit meinem Kinde gemacht! Wie haben Sie dieſes ſtörriſche, eigenſinnige Kind ſo zurechtgebracht, ſo verwandelt, ſo entwickelt! Wie ſieht mein Kind aus! Ich muß es immer wieder anſehen, ob es wirklich ſein kann. Wie war es möglich! Und wie ſoll ich Ihnen danken! Wie könnte ich Ihnen je vergelten, was Sie an Mühe, Sorge, Geduld — ach, ich weiß ja nicht, was Sie alles an mein Kind gewandt haben, daß Sie es ſo mir wiedergeben können!"

„Nein, Herr Direktor, ſo ſteht wirklich die Sache nicht", ſagte die Frau Pfarrerin, „Cornelli hat mich weder Mühe, noch ſchwere Sorge, noch Geduld gekoſtet. Wenn ich den guten Kern ihres Weſens herausholen und durch Liebe zu ſeiner erfreulichen Entfaltung etwas beitragen konnte, ſo iſt es alles, was ich gethan habe. Schwer hat mir Cornelli meine Aufgabe keinen Augenblick gemacht. Wir alle haben das Kind ſo lieb gewonnen, daß wir mit Schmerzen daran denken, die Zeit könnte nahe ſein, da es unſer Haus wieder verlaſſen würde. Welche ſchöne Zeit Cornelli meinem Dino beſonders während ſeiner Krankheit, und meinem freundſchaftbedürftigen Kleinen fortwährend durch ihre unveränderliche Heiterkeit und Freundlichkeit be-

reitet hat, das will ich dem lieben Kinde nie vergeſſen. Ja, Herr Direktor, Sie haben ein liebes Kind.“

Der Direktor war aufgeſprungen vor Erregung. Er lief hin und her im Zimmer. Es war eine andere Erregung als diejenige geweſen, die ihn vor dem Jahr ſo in der Stube auf und nieder getrieben hatte.

„Sie wiſſen nicht, was Sie mir ſagen, Frau Pfarrerin“, ſagte er jetzt, vor ihr ſtillſtehend, „Sie wiſſen nicht, von welcher Qual Sie mich befreien! Wie habe ich gelitten unter dem innern Vorwurf, ich habe das Kind meiner Cornelia vernachläſſigt, bis alles zu ſpät, bis das Kind völlig verdreht und verſtockt war für immer. Und nun kommen Sie und bringen mir das Kind ſo wieder, daß ich die Mutter in ſeinen Augen, in ſeinem Ausdruck, in ſeiner ganzen Erſcheinung erkenne, und Sie ſagen mir, unveränderliche Heiterkeit und Freundlichkeit ſei ſein Weſen; das iſt ja meine Cornelia ganz und gar, ganz ſo wie ſie war.“

„Noch eines möchte ich berichtigen, Herr Direktor“, wandte die Frau Pfarrerin ein. „Ich bin zwar überzeugt, daß es gar nicht gleichgültig iſt, unter welchen Einflüſſen ein Kind ſchon in den erſten Jahren ſteht; auch glaube ich, Cornelli hätte der liebevoll leitenden Hand der Mutter wohl bedurft. Dennoch muß ich ſagen, Ihre Cornelli war durchaus kein vernachläſſigtes Kind, als ſie zu mir kam, und aus allem, was ich von ihr ſelbſt und was ich von Dino weiß, der ja bei der guten Frau Marthe wohnte, muß ich glauben, daß dieſe Frau Ihrem Kinde das Beſte

gegeben hat, was wir den Kindern an innerer Erziehung geben können. Die Frau Marthe halte ich recht hoch, ſie iſt eine wahre Kinderbeſchützerin.“

„So ſagte auch meine Cornelia, darum hatte ich Vertrauen in ſie. Aber dann kam die Zeit, da ich denken mußte, es ſei alles gefehlt. So habe ich doch zu wenig geſchätzt, was ſie dem Kinde war. Sie erinnern mich an meine Schuld —.“

Ein ſo lauter Jubel erſcholl jetzt vom Garten herauf, daß die beiden an das offene Fenſter traten.

Von unten herauf ſchrie der Mux wie ein Unſinniger: „Mama! Mama! ſchau! Ein lebendiger Geißenbub und eine lebendige Geiß! Komm herunter, Mama, und ſieh!“

Wirklich, auf dem hohen Sitz eines ſchönen Korbwagens ſaß Mux, zwei Zügel in der einen, eine große Peitſche in der andern Hand. Eine ſchlanke junge Geiß zog den Wagen. Agnes und Cornelli liefen als Beſchützerinnen neben dem Wagen her, Dino hielt die Geiß leicht am Zügel feſt, damit ſie nicht ausreiße. Alle jubelten und jauchzten über die herrliche Fahrt.

Hinten beim Gebüſch ſtand Mathis und überwachte dieſen erſten Verſuch, ob etwa ſeine Hilfe noch nötig ſein könnte. Er hatte den Wagen für Cornelli errichtet und ſehr ſchön aufgerüſtet. Die Geiß hatte er ſchon mehrmals eingeſpannt, damit ſie ſich ordentlich benehme unter Cornellis Leitung. Als nun Mathis ſein Fuhrwerk den Kindern vorgeführt, da hatte Cornelli gleich gefunden, da gehöre Mux hinauf. Dann werde ganz lebendig das Bild er-

ſtehen, das den Mux in ſeinem Buche am meiſten entzückte.

Mux ſchrie vor Wonne wie außer ſich auf ſeinem Wagen der Mutter zu; ſie mußte wirklich die Herrlichkeit in der Nähe ſehen; ſie kam heraus.

Auch der Direktor verließ das Haus; er ging einer andern Seite zu. Bald nachher ſtieg er das Treppchen zu der kleinen Galerie hinauf, wo die Marthe auf ihrem Flickſtühlchen ſaß.

„Herr Direktor", rief ſie überraſcht und machte die Thür zur Stube auf, denn draußen war nicht Platz genug für beide.

Er trat ein.

„Marthe, ich habe Ihr Geſchäft verdorben, das fordert Entſchädigung", ſagte er im völligen Geſchäftston zu Marthes größtem Erſtaunen, „ich habe Ihnen Ihren Penſionär abtrünnig gemacht und für alle Zeit. Nun habe ich ſoeben dem Bauer drüben Ihr Häuschen abgekauft mit dem kleinen Stück Land hier davor; da werden Sie etwas mehr Platz für Ihre Nelken haben. Wirtſchaften Sie gut, und aus dem Zins machen Sie Sich jährlich ein paar gute Tage. Iſt's Ihnen recht ſo?"

„Herr Direktor, mein Häuschen frei, und einen Garten dazu! O, Herr Direktor!"

Aber er ließ ſie nicht weiter kommen; er ſchüttelte ihr herzlich die Hand und lief fort.

Die großen dunkelroten Himbeeren glühten noch aus den grünen Blättern hervor und ſchon fielen von den

reichlich behangenen Zweigen goldgelbe Mirabellen auf den grünen Raſen. Mux ſchwamm vom Morgen bis zum Abend in einem ununterbrochenen Glück. Jeden Morgen in der erſten Frühe, bevor er die Augen recht offen hatte, ſchrie er die Mutter aus dem Schlaf auf mit ſeinem Alarmruf: „Mutter, ſind wir auch noch da? Sind wir noch nicht fort?“ Dann begannen die Stunden des Tages, eine ſchöner als die andere; Mux wußte nicht, welches die ſchönſte war. Die Mutter hatte wirklich eine eigene Stallbekleidung für ihn verfertigen müſſen, denn Mux ging nicht nur ab und zu in den Stall, er brachte den ganzen Tag in der Scheune, auf dem Heuboden, bei den Roſſen, bei der Geiß und beim Melken der Kühe zu.

Mathis war ſein beſter Freund geworden, der denn auch immerfort etwas Erfreuliches für den Mux erdachte, denn er hatte ein großes Wohlgefallen an dem eifrigen Mux mit ſeinen landwirtſchaftlichen Neigungen. Hatte Mathis eine notwendige Arbeit vor, bei der er ſeinen kleinen Schützling nicht brauchen konnte, dann hatte er ſchon immer Erſatz für ihn ausgefunden: „Geh dort an die Himbeerhecke unterdeſſen“, ſagte er dann meiſtens, „aber nicht hier oben, dort, weit unten ſind die ſchönſten, die allergrößten Beeren, die noch ſo recht von der Sonne ausgekocht ſind. Und nachher geh unter den Mirabellenbaum und wart auf mich.“

Pünktlich gehorchte dann Mux, und von den roten Himbeeren, die er gehörig gelichtet hatte, wanderte Mux unter den Mirabellenbaum und ſetzte ſich beſchaulich auf

den Raſen hin, bis der Mathis erſchien. Dieſer ſchüttelte alſobald den Baum ſo mächtig, daß eine Flut von goldenen Pfläumchen über den Mux hinrollte und er nur ſo aus der Fülle ſchöpfen konnte.

Wenn Mathis einmal nicht zu finden war und Dino und Cornelli ihre eigenen Angelegenheiten verfolgten, ſo daß von ihrem Beiſtand nichts zu erwarten war, dann wußte Mux noch eine Freundin, von der er allezeit eine liebevolle Aufnahme erfuhr. Mux wanderte dann zur Eſter nach dem Gemüſegarten. Hier erwarteten ihn neue Unterhaltungen und erfreuliche Dinge. Daß hier die Schoten grüner Erbſen, des ſchönen Gemüſes, das zuhauſ' nur an großen Feſttagen auf den Tiſch kam, in ſolchen Maſſen von den Stauden niederhingen, war ihm wie ein Wunder. Er konnte ganz ängſtlich werden beim Zuſchauen, wie die Eſter einen ganzen Korb voll abpflückte.

Wenn er dann aber warnen wollte: „Nimm nicht alle auf einmal, ſonſt haben wir nachher keine mehr", dann lachte ſie nur und ſagte: „Sie wachſen immer wieder; über acht Tage ſind noch viel mehr da."

Schaute Mux die ungeheuern Kohlköpfe, die daneben ſtanden, etwas von der Seite an, dann ſagte die Eſter: „Vor denen mußt du dich nicht fürchten, Muxchen, müſſen die auf den Tiſch, ſo koch' ich ſie ſo gut, daß die andern alle davon haben wollen, und du kriegſt nur lauter gelb gebratene Kartöffelchen auf den Teller, die kommen immer dazu."

Vom Gemüſegarten begleitete Mux die Eſter nach der

Küche, wo er wieder zu viel nützlichen Kenntniſſen gelangte. Kein Paſtetchen kam auf den Tiſch, von dem er nicht ſagen konnte, wie es zubereitet war, und genau wußte, wie es ſchmecken würde. Mux verlebte goldene Tage.

Nicht weniger golden waren ſie für die andern Geſchwiſter. Dino und Cornelli hatten ein großes Werk unternommen; ſie legten den Garten der Marthe nach eigenem Plan an und hatten nun ſo viel zu erfinden und auszuführen, daß die beiden niemals zu finden waren, wie ſehr auch Agnes immer wieder mit Dino um den Beſitz von Cornelli kämpfte. Dino blieb immer wieder Sieger und Cornelli rannte mit ihm davon.

Dino war ihr erſter Freund geweſen und hatte die Freundſchaft ſo feſt gehalten; ſie blieb ihm dafür unverbrüchlich treu. Agnes fand auch bald wieder Troſt darin, daß ſie zu jeder Stunde und ſolange ſie wollte gänzlich ungeſtört an dem ſchönen Klavier ſitzen und ſpielen durfte, und zum Singen mit Cornelli, was ſie immer begehrte, kam ſie doch jedenfalls immer am Abend. Dann ſetzte ſich der Herr Direktor in den Lehnſtuhl und nun mußte geſungen werden, ein Lied nach dem anderen; er konnte nie genug bekommen und ſagte von Zeit zu Zeit mit ſtrahlenden Augen zur Frau Pfarrerin: „Das Kind hat ſeiner Mutter Stimme; nur noch voller und dazu weicher war die Stimme der Mutter.“

Dann glänzte auch das Geſicht der Frau Pfarrerin vor Freude und ſie ſagte immer wieder: „Nur ein klein wenig Geduld, Herr Direktor; Sie werden Cornellis

Stimme noch einmal hören, daß Ihnen nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt. Ihr Lehrer hat keinen höhern Wunſch als dieſe Stimme ausbilden zu können."

Dann nickte der Vater wieder und legte ſich mit einem glückſeligen Lächeln in ſeinen Stuhl zurück. Nika war wie verwandelt. Kein Schatten verdunkelte mehr ihr Geſicht; in fortwährendem ſtillen Glück wanderte ſie mit ihrem Malkaſten von einer ſchönen Stelle im Garten zur anderen, bald zum Buchenwald hinauf, bald wieder nach der Anhöhe, wo die Eiche ſtand mit der Bank darunter, auf der ſie ſich niederlaſſen und Haus und Garten und weit hinaus das grünende Thal überſchauen konnte. Da konnte Nika überall ganze Zeiten lang an ihrer beglückenden Arbeit ſitzen und träumen und wieder ſchaffen; kein Menſch ſtörte ſie, durch keine unerwünſchten Geſchäfte wurde ſie unterbrochen.

In unausſprechlichem Glücke ſchaute die Mutter auf den friſch aufblühenden Dino, auf die freudeleuchtenden Geſichter ihrer Mädchen; aber plötzlich ſtiegen dann wieder in ihr die Gedanken auf: Wie anders würde es mit allen wieder kommen, wenn nun dieſe Tage des Glückes zu Ende ſein und das Leben in den engen Schranken mit den drohenden Schatten der kommenden Jahre wieder aufgenommen werden mußte.

Die Ferienzeit ging ihrem Ende entgegen, aber noch hatte niemand recht Zeit daran zu denken, denn ein großes Feſt ſollte noch vorher gefeiert werden. Der Geburtstag des Herrn Direktors nahte, und die Mutter hatte angeordnet, daß jedes der Kinder in irgendeiner Weiſe das

Feſt verherrlichen ſollte; in welcher Weiſe ſie es thun wollten, blieb ihnen überlaſſen.

Den kleinen Mux allein ließ die Mutter einen ſchönen Glückwunſch einſtudieren, den ſie verfaßt hatte. Es brauchte aber viel Zeit und Mühe, bis der Spruch in dem kleinen Kopf ſitzen blieb, denn dieſer war immer ſo voller Gedanken an Scheune und Stall, an Küche und Geißenkutſche, und Pflaumen und Käfer und Ameiſen, daß etwas anderes faſt nicht haften wollte. Nika brauchte keinen Rat; ſie hatte längſt beſchloſſen, was ſie thun wollte und war immer ſpurlos verſchwunden, ſobald das Ende einer Mahlzeit das Verſchwinden erlaubte. Agnes und Cornelli verriegelten die Thür vom Klavierzimmer und ließen geheimnisvolle Geſänge daraus erſchallen. Nur Dino ſtand unentſchloſſen vor der Aufgabe und ſagte von Zeit zu Zeit, wenn die Feſtvorbereitenden mit ihren Arbeiten beſchäftigt waren und er allein bei der Mutter und bei Mux geblieben war. „Was könnte ich nur thun, Mutter?“

„Zeichne ihm ſeine ſchöne Geiß“, riet Mux jetzt, als die Frage wieder kam. Er wußte, wie ſchön der Dino allerlei Tiere zeichnen konnte, und ein ſchöneres als die junge Geiß gab es für ihn nicht.

„O, du tierkundiger Geißen-Mux!“ rief Dino aus, aber trotz der Ablehnung des Geißenbildes hatte er von Mux eine Idee erhalten: „Ich zeichne die beiden Braunen“, rief er plötzlich erfreut aus, „den einen im Schritt und den anderen im Trab; Mathis muß mir ſie vorführen.“

Dino lief erfreut hinaus und der Scheune zu. Manchen

Tag hatte er nun mit Mathis geheimnisvolle Zuſammenkünfte.

Der Geburtstag war da.

Als der Direktor zum Frühſtück in die Stube trat, ertönte im Nebenzimmer ein ſo ſchöner Geſang, daß er eintreten mußte: Agnes und Cornelli ſangen ihr Feſtlied für ihn, und ſo ſchön und ergreifend war heute ihr Geſang, daß der Direktor nicht ſprechen konnte. Er klopfte nur den beiden Kindern mit väterlicher Zärtlichkeit auf die Schultern, dann ging er ins andere Zimmer zurück. Hier kam ihm Mux entgegen und ſprach ſeinen Spruch untadelhaft und richtig mit lauter Stimme heraus. Vom Tiſche her lachten ihm zwei Bilder entgegen. Das waren ſeine Braunen; er erkannte ſie augenblicklich. Eine gute Weile lang konnte er die Blätter nicht aus der Hand legen, ſo groß war ſeine Freude daran. Aber er hatte noch etwas erblickt. Mitten auf dem Tiſch, ſo groß, daß es ſorgſam geſtützt worden mußte, ſtand in friſchen, völlig naturtreuen Farben gemalt, ſein Haus vor ihm, der baumreiche Garten, die Wieſe weiterhin mit dem Blick ins Thal hinaus, bis zu den fernen blauen Bergen. Der Direktor ſtand ganz ſtumm davor: das war der Blick, den er von Kind auf geliebt hatte wie keinen zweiten.

„Cornelli, komm her“, rief jetzt der Vater, „ſieh das Bild an. Haſt du nicht eine ſchöne Heimat? Liebſt du deine Heimat nicht ſo, wie dein Vater ſie liebt?“

„O ja, ich liebe ſie, Papa, ſo ſehr“, ſagte Cornelli, „und jeden Tag muß ich denken, ich habe gar nie gewußt,

wie ſchön es daheim iſt, wie ich es jetzt weiß, ſeit ich wieder in der Heimat bin. O, wie ſchön ſteht ſie da auf dem Bild."

„Ach, Cornelli, wenn du nur dieſe ſchöne Heimat gar nicht hätteſt", rief Agnes, die hinter ihr ſtand, leidenſchaftlich aus.

„Agnes", ſagte die Mutter erſchrocken, „was ſoll das unpaſſende Wort bedeuten?" Der Direktor ſchaute erſtaunt auf die erregte Agnes, die feuerſprühende Blicke auf das Bild warf.

„So habt ihr euch einmal recht ſtramm gezankt, daß du wünſcheſt, Cornelli möchte keine ſo ſchöne Heimat haben", ſagte er mit heimlichem Lächeln.

Agnes wurde purpurrot.

„O nein, ſo meine ich es nicht, Herr Direktor", ſagte ſie, „gewiß nicht. Ich habe mich auch noch gar nie mit Cornelli gezankt, nur mit dem Dino, weil er Cornelli immer für ſich haben will. Aber wenn nun Cornelli dieſe ſchöne Heimat nicht hätte, wenn ſie es hätte wie ich, daß ſie auf einmal alle Muſikſtunden aufgeben und einen Beruf ergreifen müßte, dann könnten wir zuſammen etwas Schönes machen, weil ſie eine ſo herrliche Stimme hat. Wir könnten dann zuſammen eine Harfe mieten und könnten in fremde Städte reiſen und vor den Häuſern ſingen, und ſpäter könnten wir auch Konzerte geben und eine Singſchule errichten, und ſo allein kann ich ja nichts machen, gar nichts."

Die Mutter überlief es heiß und kalt vor Schrecken

bei dieſem Ausbruch, den kein Blick noch Wink von ihr aufzuhalten vermochte. Noch funkelten die Augen der Agnes wie feurige Kohlen vor leidenſchaftlicher Erregung.

„Ich bin für die Singſchule“, ſagte der Direktor jetzt ganz ernſthaft, „vor allem aber dafür, daß man ſich nun zum Frühſtück niederſetze. Ich hoffe, für die Jugend iſt die übliche Schokolade da, das iſt ein guter alter Brauch bei Geburtstagen, der nicht vernachläſſigt werden ſoll. — Alſo eine Singſchule würde gegründet“, fuhr er fort, als nun alle feſtſaßen und der Mux in feierlicher Stimmung die dreierlei Kuchen betrachtete, welche die drei ungeheuren Schokoladekrüge umkränzten. „Die wandernden Harfeniſtinnen ſind ein wenig zu poetiſch für meinen Geſchmack, dagegen die Singſchule, die gefällt mir, aber ich will auch etwas haben davon, auf meinem Gebiet ſoll ſie errichtet werden. Da ſind eine Menge Arbeiter drüben in der Gießerei, die haben Kinder, kleine und noch kleinere, und die Mütter haben genug zu thun mit den allerkleinſten und dem Haushalt. Agnes und Cornelli gründen eine Singſchule in Illerbach, da kommen alle Kinder hinein, deren Mütter keine Zeit zum Singen haben. Den Kindern wird je bei der Ankunft ein Becken mit Milch und Brocken verabreicht, um die Stimmen klangvoller zu machen. Da hätten wir denn die Singſchule. Den Lehrerinnen werde ich zwiſchendurch den nötigen Unterricht erteilen laſſen, damit ſie mir nicht aus der Übung kommen. Für die Nika habe ich auch einen Beruf bereit; ſie ſoll mein Haus von oben bis unten mit Malereien füllen, und damit ſie immer neue Ideen

findet, ſchicke ich ſie noch eine gute Zeit lang zu ihrem Profeſſor in die Lehre. Dino ſoll mir helfen, meine Braunen in Bewegung zu erhalten; er muß nun zu reiten beginnen und recht tüchtige Übungen machen, ſo wird es ihm und ſeinen Braunen wohlthun. Den Mux kann ich außerordentlich gut brauchen; der wird mein Gutsverwalter. Der gute Anfang, den er in den Kenntniſſen der Landwirtſchaft bei Mathis und Eſter gemacht, wird noch fortgeſetzt, ſolange der Boden grünt und die Bäume Früchte tragen, und die Mutter bleibt zum Schutze aller bei uns. Nun, findet der Antrag Gefallen? Wollen wir's ſo halten?"

Eine lautloſe Stille war eingetreten. Die Kinder konnten nicht faſſen, daß es wirklich ſo ſein könnte, wie ſie die Worte verſtanden. Die Mutter war von ſolcher Bewegung ergriffen, daß ſie kein Wort hervorbringen, auch die Thränen nicht zurückhalten konnte, die nun ihren Augen entfielen. Konnte es denn möglich ſein, konnten ihre ſchweren Sorgen, ihr großer Kummer ihr ſo plötzlich abgenommen ſein, durfte ſie das glauben?

Jetzt ſagte Mux mit lauter Stimme: „Ja, wir wollen!" Denn es war ihm klar geworden, daß die Fortſetzung des guten Anfangs bedeute, er ſolle weiter bei Mathis und Eſter thun, was er bis jetzt gethan hatte. Der Direktor lachte laut auf.

„Die Hauptſtimme iſt für mich! Frau Pfarrerin, laſſen Sie uns teilen, aber ich will den beſſeren Teil, das ſage ich Ihnen gleich: im Winter haben Sie die Kinder und regieren wie Sie wollen, mit allem, das gelernt wer-

den ſoll; im Sommer habe ich ſie bei mir und genieße die Reſultate aller Studien und dazu den Vorteil, daß die Mutter mein Haus in Ordnung hält. Iſt's recht ſo, oder kommt zu viel auf meinen Teil?"

Jetzt hatte die Mutter ſich gefaßt.

„O, Herr Direktor, wie kann ich Ihnen danken?" ſagte ſie, ihm die Hand reichend, die noch vor Bewegung zitterte: „Ich weiß nicht, wie ich ausſprechen könnte, was in meinem Herzen iſt, wie danken für ſolche unfaßliche Güte. Sie können ja nicht wiſſen, was Ihre Großmut für uns alle iſt."

Aber nun hatten auch die Kinder begriffen, daß das ganze unfaßbare Glück wahr ſein ſollte. Nika lief mit ſtrahlenden Augen auf den Direktor zu und erfaßte ſeine Hand; auch ſie konnte keine Worte für ihren Dank finden. Agnes war ihr nachgeſtürzt, Dino war ihr zuvorgekommen; der Direktor wußte nicht, wie die Hände alle zuſammenzufaſſen. Mux, der keinen Zugang zu ſeinem Wohlthäter mehr offen fand, kletterte von hinten auf ſeinen Stuhl, umfaßte mit beiden Armen ſeinen Hals und ſchrie ihm viele tauſend Dankſagungen aus der nächſten Nähe in die Ohren hinein. Der Dankesjubel wurde immer lauter.

„Cornelli", ſagte der Vater jetzt, „bring du deinen Dank deiner Pflegemutter dort; ſie hat den ganzen, lauten Dank verdient; ſie hat die Freude in unſer Haus gebracht."

Das that Cornelli recht von ganzem Herzen. Sie wußte am beſten, was ſie der Mutter zu danken hatte.

Dann plötzlich, wie von demſelben Gedanken erfaßt, ſtürzten Dino und Cornelli davon; ſie konnten nicht länger warten, der Marthe die große Nachricht zu bringen; da war ja niemand auf der ganzen Welt, der die ungeheure Freude noch ſo mit ihnen teilen konnte, wie die Marthe es thun würde.

Mit welch' überſtrömender Freude nahm auch ihre alte Freundin die Nachricht auf. Unter den reichlich fließenden Thränen mußte ſie nur immer wieder ſagen: „O, Cornelli, hat es der liebe Gott nicht ſo gut gemacht, wie wir nicht zu erbeten gewußt hätten? Wir wollen ihm immerdar alles übergeben, alles ganz und gar in ſeine Hand. Das wollen wir thun, Cornelli, unſer ganzes Leben lang, nicht?"

Cornelli nickte ganz verſtändnisvoll; ſie hatte gar nicht vergeſſen, wie ſie bei der Marthe gejammert und zu wem dieſe ſie hingewieſen hatte, Hilfe zu ſuchen; wenn dieſe auch anders komme, als ſie erwarte, ſo komme ſie doch. Und wie viel herrlicher, als Cornelli je gedacht, war ſie nun gekommen!

Ein Jubel, wie ihn Agnes noch einmal und erſt recht aufſchlug, als ſie am Abend mit Nika in ihrem Zimmer ſtand und Cornelli aus der offenen Thür des ihrigen eintrat, um den gewöhnlichen Abendbeſuch zu machen, war in dem Hauſe noch nie erklungen: „Kein Kümmern und heimliche Schreckbilder mehr!" rief ſie, im Zimmer auf und nieder hüpfend und tanzend, wie ein der Haft entronnener Vogel. „Weiter ſingen und muſizieren, immer weiter und weiter! Jeden Sommer mit dir hier daheim ſein, Cornelli! Wir ſind die glücklichſten Menſchen auf der ganzen Welt,

und das haſt du herbeigeführt, Cornelli, du unvergleichliches Cornelli!“

Jetzt packte Agnes die Freundin und tanzte in ſolchen Freudenſprüngen mit ihr im Zimmer herum, daß Nika daran erinnern mußte, der Herr Direktor könnte auch ſeine Einladung zum bleibenden Aufenthalt bereuen, wenn er mit einem ſolchen Spektakel beginne. Aber auch ſie ſah aus, als würde ſie nicht ungern mithüpfen vor Freude.

„Es iſt wahr, Cornelli“, ſagte ſie, „der Tag, an dem du in unſer Haus kamſt, war ein ſolcher Segenstag, wie kein anderer im ganzen Jahr. Wir wollen ihn alle Jahre als das größte Feſt des Hauſes feiern.“

Nika war ſchon ſeit lange ſo freundlich und herzlich zu Cornelli geweſen, daß dieſe ganz glücklich darüber war; aber daß ſie einmal ſo ſprechen würde, das hatte Cornelli ſich nicht denken können.

Als die Nachricht von dem bleibenden Zuſammenhang der Familien und dem jährlichen Wiederkehren der Städter auch in die Küche drang, da ſagte die Eſter: „Recht ſo; gefällt mir beſſer, als wenn andere Leute wieder kommen müßten. Beſſer ſo für mich und Cornelli nnd das ganze Haus!“

„O, wenn ich doch ein andermal wieder mitkommen dürfte!“ ſagte Trine, die jetzt ein immer lachendes Geſicht zeigte, „o, wie iſt es einem ſo wohl hier.“

„Das iſt es auch“, beſtätigte die Eſter, „und ich wüßte auch nicht, warum nicht. Du brauchſt nicht zu kümmern, Trine; wenn Cornelli und ich eines in unſeren

Schutz nehmen, ſo wüßt ich nicht, warum es nicht mehr käme!“

„Frau Pfarrerin, wenn wir dies Jahr den Landaufenthalt der Kinder bis zum Spätherbſt hinausziehen würden“, ſagte der Direktor, der jeden Tag weniger gern daran dachte, ſeine Famile wieder fortziehen zu laſſen, und für ſo lange. „Dino, für den ja der Unterricht am meiſten Wichtigkeit hat, kann am wenigſten wieder eintreten. Der hat durchaus nötig, einmal gründlich erfriſcht und geſtärkt zu werden. Im Notfall haben wir immer unſeren guten Herrn Malinger, ſollte irgend ein Studienbedürfnis ſich zeigen, ſo wird er geholt.“ Die Mutter war ganz derſelben Anſicht und unſäglich dankbar, daß der Herr Direktor dieſe Kräftigung für den Jungen möglich machte. „Dann iſt noch ein Grund, der Ihr längeres Bleiben nötig macht“, fuhr der Direktor fort. „Ich wünſche, Sie und die Kinder im Winter dann und wann zu beſuchen; da wäre mir dann die öftere Beſteigung Ihrer turmartigen Wohnung etwas beſchwerlich. Ich habe deshalb eine bequemere Wohnung für den Spätherbſt gemietet und hoffe, Sie ſind darüber nicht unzufrieden mit mir. Da dann vielerlei Geſchäfte für Sie erfolgen, ſo iſt vorher eine rechte Kräftigung auch für Sie ganz notwendig.“

„Ich kann nur noch danken, nur immer danken“, ſagte die Frau Pfarrerin, als eben die Kinder alle herbeigerannt kamen und ihr Freudenſturm alle weiteren Worte verſchlang. Cornelli hatte die Abſicht ihres Vaters verraten, daß ſie alle bis zum Winter in Illerbach bleiben ſollten.

Als auf allen Bäumen die Früchte gereift ſtanden, und an dem einen der Dino, an dem andern Cornelli ſchüttelte, unter jedem aber immer wieder eines der Kinder zum Vorſchein kam, das in einen Apfel oder eine Birne biß, da ſchaute der Mathis vom Scheunenthor herüber und rieb ſich vergnügt die Hände.

„Jetzt geht's anders zu als im letzten Jahr", ſagte er lächelnd; „da iſt kein verfaultes Pfläumchen, kein verlaſſenes Birnchen im ganzen Garten zu finden!"

Jeden Abend, wenn die letzten Lieder aus den Fenſtern des Direktorhauſes erſchallten, waren es Lob- und Danklieder, die wie lautes Jauchzen zum Himmel aufſtiegen. Mehr als einmal, wenn der Direktor ſeinem Töchterchen den Nachtkuß gab, ſagte er lächelnd: „Nicht wahr, Cornelli, mit uns hat es der liebe Gott gut gemeint, daß es unſerer alten Marthe einfallen mußte, einen ſo einladenden Zeitungsartikel zu ſchreiben."

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

71725649